

Sharpes Lösegeld

BERNARD CORNWELL

LÜBBE
DIGITAL

Bernard Cornwell

SHARPES LÖSEGELD

Ins Deutsche übertragen von
Dietmar Schmidt

Bastei Luebbe (2012)

Lübbe Digital
Die Kurzgeschichte dieses E-Books erschien auf Deutsch erstmals in dem in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG
veröffentlichten Band *»Sharpes Weihnacht«*, von Bernard Cornwell

Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Für die Originalausgabe:

Titel der englischen Originalausgabe:
»Sharpe's Christmas«

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Textredaktion: Rainer Delfs
Illustrationen: Daniel Ernle
Titelillustration: Guter Punkt GmbH Co. KG, München
Covergestaltung: Tanja Østlyngen
Datenkonvertierung E-Book:
Urban SatzKonzept, Düsseldorf

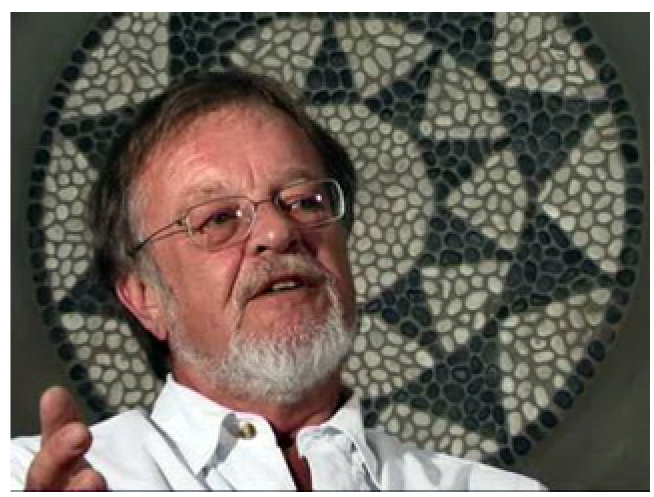
ISBN 978-3-8387-2242-9

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de

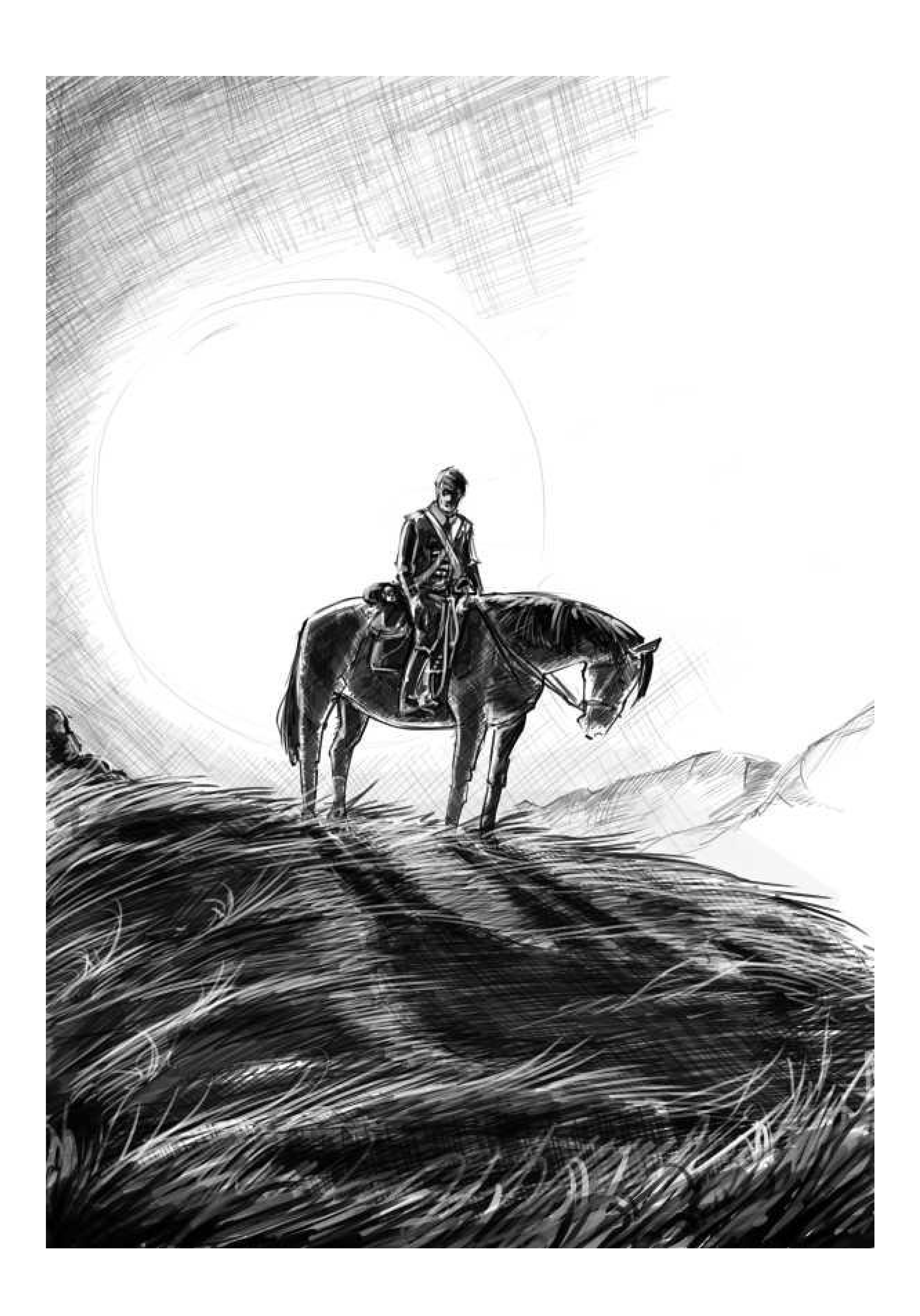
Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

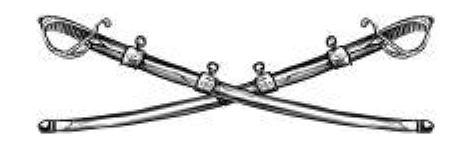
Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.





Richard Sharpe streifte die Stiefel von den Füßen, fasste sich mit beiden Händen ins Kreuz, beugte den Rücken nach hinten und grunzte vor Schmerz. »Ich hasse die verdammten Zahnräder«, sagte er.

»Was ist denn mit den verdammten Zahnrädern?«, fragte Lucille.

»Festgerostet«, sagte Sharpe und vertrieb eine Katze von dem Küchenstuhl, indem er ihn ankippte. »Das Schütz arbeitet nicht, ehe der Rost entfernt ist, und die Zahnräder sind seit Jahren nicht mehr geschmiert worden.« Ächzend setzte er sich. »Ich muss die Dinger bis aufs nackte Metall freiklopfen, und dann muss der Graben auch noch geräumt werden.«

»Das Schütz?« Lucille wusste nicht, was er meinte. Sie lernte die englische Sprache noch.

»Mit dem das Wasser gestaut wird, das im Graben zur Mühle fließt, Liebchen. Und der Graben ist voll mit Abfall.« Sharpe schenkte sich Rotwein ein. »Dafür brauche ich eine Woche.«

»Übermorgen ist Weihnachten«, sagte Lucille.

»Und?«

»Also ruhst du dich an Weihnachten aus«, bestimmte Lucille, »und der Graben und das Schütz und die verdammten Zahnräder ruhen sich auch aus. Schließlich ist es ein Feiertag. Ich brate dir eine Gans.«

Lucille nahm einen Haufen schmutziges Geschirr vom Tisch und folgte dem Gang zur Spülküche. Sharpe kippte den Stuhl zurück und beobachtete sie, und Lucille, die

wusste, dass sie beobachtet wurde, wiegte betont die Hüften.

»Wenn du Essen willst«, rief sie dann aus dem Raum am Ende des Gangs, »der Herd braucht Holz.«

Sharpe sah auf, als eine Bö um die hohen Giebel des Bauernhauses pfiff. Vor einem Jahr, bei seiner Rückkehr aus dem Waterloo-Feldzug, war das große Giebeldach undicht gewesen, und an jeder Tür und jedem Fenster hatte es gezogen. Sharpe hatte das Dach neu gedeckt, die Fensterrahmen frisch verputzt und die Türen abgedichtet. Das hatte eine Stange Geld gekostet, das komplett aus dem Halbsold stammte, den er als pensionierter britischer Offizier erhielt, denn der Hof warf keinerlei Gewinn ab. Jedenfalls noch nicht, und ob er es je tun würde, stand zu bezweifeln.

»Verdammte Froschfresser mit ihren Steuern«, murrte Sharpe, als er Holz im Herd nachlegte. Er schloss die Tür der Feuerung und hängte seine nassen Stiefel zum Trocknen an den Kaminsims. Sie durften nicht allzu nah an die Wärmequelle gebracht werden, sonst wurde das Leder rissig, aber er hatte sein altes Gewehr über dem Kaminsims aufgehängt, und indem er einen Stiefel von der Mündung und den anderen vom Schloss baumeln ließ, stellte er sicher, dass sie am nächsten Morgen trocken sein würden. Er hielt inne, berührte den Gewehrkolben und versank in Erinnerungen.

»Vermisst du es?« Lucille war in die Küche zurückgekehrt.

»Ich habe gar nicht an die Army gedacht«, antwortete Sharpe, »sondern überlegt, morgen ein paar Füchse zu schießen, bevor sie uns die letzten Hühner und Enten wegholen. Danach muss ich wieder an die verdammte Mühle. Weihnachten hin oder her, ich muss die Zahnräder blank kriegen, den Graben ausräumen und die Radschaufeln erneuern. Gott allein weiß, wie lange das dauert.«

»Früher hätte uns das ganze Dorf geholfen, und am Ende der Arbeit hätten wir für die Leute ein Festessen gegeben.«

»Das war die gute alte Zeit«, erwiderte Sharpe, »und sie war zu gut, um Bestand zu haben. Ich brauche doch im Dorf gar nicht erst um Hilfe zu fragen, oder? Die erschießen mich eher, als dass sie mir zur Hand gehen.«

»Du musst ihnen Zeit lassen«, sagte Lucille. »Sie sind Bauern. Wenn du erst mal zwanzig Jahre hier gelebt hast, werden sie dich kennen.«

»Oh, die kennen mich ganz genau«, erwiderte Sharpe. »Sie weichen auf die andere Straßenseite aus, damit sie nicht dieselbe Luft atmen müssen wie ich. Es liegt an diesem verfluchten Malan. Der hasst mich wie die Pest.«

Lucille zuckte mit den Schultern. »Der arme Jacques ist noch immer ein treuer Anhänger Bonapartes«, sagte sie. »Er war gern bei der Armee. Und außerdem …« Sie zögerte.

»Außerdem was?« Sharpe sah sie auffordernd an.

»Es ist lange her, ich war noch ein Mädchen, und Jacques Malan dachte, er liebt mich. Er hat mir nachgestellt. In einer Nacht war er sogar auf dem Dach!« Sie klang empört. »Er hat durch mein Schlafzimmerfenster geguckt!«

»Und, hat er was Schönes gesehen?«

»Mehr, als er sehen sollte!«, rief Lucille. »Mein Vater war furchtbar wütend, dass Jacques es überhaupt wagte, an mich zu denken. Jacques war ein Bauer, und mein Vater war der Vicomte de Seleglise.« Sie lachte. »Aber Jacques ist kein schlechter Mensch. Er ist nur enttäuscht.«

»Er ist ein fauler Hund«, erwiderte Sharpe. »Ich habe das Holz für den Pfarrer geschlagen, und Jacques sollte es abholen, aber hat er das getan? Teufel, er tut nichts weiter, als das Geld seiner Mutter zu versaufen.« Wenn Sharpe an Jacques Malan dachte, wurde er jedes Mal wütend, denn Malan schien entschlossen zu sein, Sharpe durch seine Unfreundlichkeit aus dem Dorf zu ekeln. Der große Kerl war geschlagen von Waterloo heimgekehrt und saß seitdem schmollend im Dorf herum. Er arbeitete nicht, er hatte keine Einkünfte, er hockte nur herum und betrachtete wütend die Welt, die an ihm vorüberzog, träumte von der Zeit, als die

Soldaten des Kaisers durch ganz Europa marschiert waren. Das übrige Dorf hatte Angst, sich mit ihm anzulegen, denn Jacques Malan besaß zwar weder Land noch Vermögen, aber er hatte einen unleugbar zwingenden Charakter und war stark wie ein Ochse. »Er war Sergent, richtig?«, fragte Sharpe.

»Ein Sergent der Kaiserlichen Garde«, bestätigte Lucille. »Der Alten Garde sogar.«

»Und ich bin der einzige Feind, der ihm geblieben ist, also besteht keine große Hoffnung, dass er mir hilft, den Graben zu säubern. Zur Hölle mit ihm«, sagte Sharpe. »Schläft Patrick?«

»Tief und fest«, sagte Lucille, dann runzelte sie die Stirn. »Warum sagt ihr, jemand schläft fest? Warum schlafen sie nicht locker? Ich finde eure Sprache verrückt.«

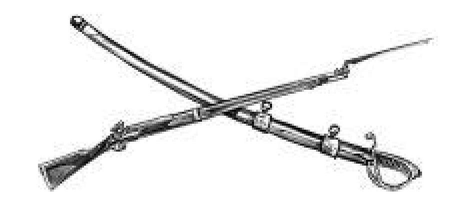
»Fest oder locker, wen kümmert es? Solange das Kind schläft, ist alles gut, oder? Also, was machen wir heute Abend?«

Lucille löste sich aus seinen Armen. »Erst einmal essen wir.«

»Und danach?«

Lucille ließ sich von ihm fangen. »Wer weiß?«, fragte sie, obwohl sie es wusste. Sie schloss die Augen und betete, dass Sharpe in der Normandie blieb, denn sie befürchtete, dass das Dorf ihn doch noch vertrieb. Ein Mann konnte ohne Freunde nicht leben, und Sharpes Freunde waren weit weg, zu weit weg, und sie wollte, dass er glücklich war.

Doch es war ihr Hof und das Haus ihrer Ahnen, und sie konnte den Gedanken, Seleglise zu verlassen, nicht ertragen. Lass uns bleiben, lieber Gott, betete sie, mach Richard hier glücklich und lass uns bleiben.



An Heiligabend wachte Sharpe frühmorgens auf. Er schwang sich aus dem Bett, nahm seine Kleidung vom Stuhl neben der Tür, blieb stehen und warf einen Blick auf seinen Sohn, der in seiner Wiege am Fußende des Bettes schlief, dann verließ er das Zimmer auf Zehenspitzen, um Lucille nicht zu wecken. Er eilte in die Küche, wo er sich, noch immer nackt, vor den Herd kauerte, am Aschenrost rüttelte und Holz nachlegte.

»Bonjour, Monsieur!« Die alte Marie, die einzige Dienstbotin, die sie noch beschäftigten, sah ihn aus der Speisekammer an.

»Du bist aber früh auf«, erwiderte Sharpe und bedeckte seine Blöße mit dem Hemd.

»Wer früh aufsteht, bekommt das Beste zu sehen«, entgegnete die alte Frau, »und ziehen Sie sich warm an, Monsieur, es wird schneien.«

»Hier schneit es nie«, sagte Sharpe.

»Genug, um des Teufels Schritte zu dämpfen«, sagte Marie unheilvoll und schloss die Tür der Speisekammer, damit Sharpe sich anziehen konnte.

Er zog sich sehr warm an, denn er wusste, dass die Kälte draußen brutal sein würde. Er nahm sein Gewehr vom Kaminsims und steckte ein paar Patronen ein.

Dann streifte er sich eine Wollmütze über, entriegelte die Hintertür und trat in den Hof, wo die Kälte ihn traf wie ein Keulenschlag. Er zog die Stalltür auf und ließ Nosey hinaus. Der Hund tollte und sprang, bis Sharpe ihm den Befehl zuknurrte, bei Fuß zu gehen. Gemeinsam überquerten sie den Graben, auf dem eine Eisschicht lag. Die Binsen am Ufer waren spröde und scharf vom Frost, und in den kahlen

Bäumen auf dem Hang über dem Hof hing ein perliger Nebel. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, die Welt lag grau im dünnen Licht zwischen Nacht und Tag, jenem Halblicht, in dem sich die Vorposten Bewegung in den Schatten einbildeten und die Lagerfeuer alles in Rauchnebel zu tauchen schienen. Alte Zeiten, dachte Sharpe, alte Zeiten und Vergangenheit. Auf der Welt herrschte Frieden, und er war jetzt ein Bauer.

Er stieg den Hang hoch, und der Hund trottete hinter ihm her. Als er den Kamm erreichte, blickte Sharpe zurück und bemerkte, dass der Rauch aus den Schornsteinen des Hauses nach Osten trieb. Er musste also einen Bogen um den großen Wald schlagen, damit er gegen den Wind ins Tal kam, wo die Füchse, wie er wusste, ihre Baue hatten. Mit ein wenig Glück würde er zwei von ihnen erwischen. Sharpe hasste Füchse. Ein einziger Fuchs biss ein Dutzend Hühner schneller tot, als man zuschauen konnte. Sie hatten die Enten auf dem Graben um den Hof dezimiert und auch einige von Lucilles Gänsen auf dem Gewissen. Kein Wunder, dass der Hof keinen Gewinn abwarf. Er wurde von den Füchsen belagert, und eigentlich sollte Sharpe die Biester ausgraben, aber dazu bräuchte er ein Dutzend Männer. Pater Defoy würde ihm Hilfe anbieten und der Arzt auch, aber keiner von beiden eignete sich für harte körperliche Arbeit, und Jacques Malan sorgte dafür, dass kein anderer Dorfbewohner dem Engländer jemals half. Zum Teufel mit Malan, dachte Sharpe.

Fast eine Stunde brauchte er, um die Windseite des kleinen Tals zu erreichen. Dort schlich er sich geduckt, mit geladenem und gespanntem Gewehr zum Waldrand. Der östliche Horizont zeigte nun ein düsteres Rot, und der Nebel trieb, vom Wind getragen, über den Talboden, wo gut zwei Dutzend Kaninchen nach Futter suchten. Kein Fuchs in Sicht.

Sharpe vermutete, dass das erste Zeichen für einen Fuchs das warnende Klopfen einer Kaninchenpfote wäre, gefolgt von dem Trappeln, mit dem sie in ihren Löchern

verschwanden. Einen Augenblick später würde er rotes Fell sehen, das am Waldrand entlangstrich, und er hätte eine Chance, einen Schuss zu setzen. Vermutlich würde er seinen zweiten Fuchs weiter unten erwischen, aber erst nachdem sein Terrier Nosey ihn aus seinem Bau getrieben hätte.

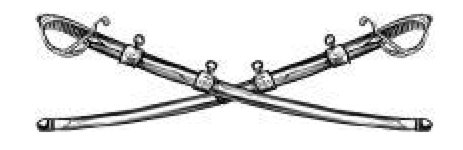
Wie im Krieg, dachte er. Einen Hinterhalt legen, dem Feind eine blutige Nase verpassen und dann angreifen, um ihn zu erledigen. Das Dumme war nur, dass sich die verdammten Füchse nie erwischen ließen. Aber er musste es versuchen, und daher arbeitete er sich am Waldrand entlang zum höchsten Punkt des Tals vor, von dem aus er das Dach des Bauernhauses wieder sehen konnte. Er nannte es ein Bauernhaus, doch Lucille bestand darauf, dass es das Château Lassan sei. Das Hoftor hatte noch einen Wachturm mit Zinnen, und die Gebäude umgab ein Graben, also hatte sie vielleicht recht damit. Vor langer Zeit, als Männer noch in Plattenrüstungen ritten, hatten die Vicomtes de Seleglise vom Château Lassan aus ein Dutzend Dörfer beherrscht, doch die Burg war zerfallen, und übrig geblieben waren nur eine Kapelle, eine Scheune, die Meierei, die Stallungen, die Wassermühle und das große Haupthaus, in dem Sharpe Lucille gefunden hatte.

Lucille und Glück, dachte er, nur dass ein Mann nicht unter Menschen leben konnte, die ihn als Feind betrachteten, und wenn die Dörfler ihn weiter zurückwiesen, dann müsste er nach England zurückkehren. Das wollte er nicht. Er wollte die Normandie nicht verlassen, weil er wusste, wie ungern Lucille das Land aufgeben würde, das sich achthundert Jahre lang im Besitz ihrer Familie befunden hatte, aber ein Mann konnte nicht zwischen Feinden leben. Sharpe fragte sich jedoch auch, was er in England anfangen sollte. Dort konnte er sich kein Land leisten, es sei denn, Lucille verkaufte das Château, und das hätte ihr das Herz gebrochen. Es hätte auch ihm das Herz gebrochen, denn mittlerweile hatte er diesen Flecken widerspenstiger normannischer Erde zu lieben gelernt.

Auf der Straße oberhalb des Hofes tauchte eine Gruppe aus sechs oder sieben Männern auf, und Sharpe runzelte verwundert die Stirn. Kaum jemand kam jemals über diese Straße und schon gar nicht im Morgengrauen eines kalten Wintertages, doch dann erinnerte er sich, dass Marie Schnee vorhergesagt hatte. Er nahm an, dass die Männer sich beeilten, um im Dorf Unterschlupf zu finden, das gleich hinter dem hohen bewaldeten Kamm lag, der den Hof überragte. Als er hochsah, war der Himmel bleigrau und schwer, und er vermutete, dass die alte Dienerin recht hatte und ihnen wahrscheinlich ein Schneesturm bevorstand.

Die kleine Gruppe verschwand hinter schwarzen Bäumen, und Sharpe wartete darauf, dass sie an der Stelle wieder auftauchte, wo die Straße den Bach am Rand des Tals überquerte. Sie kämen am Hof vorbei und müssten das Nordende des Hangs besteigen, um zum Dorf zu gelangen. Auf dem Château Lassan krähte ein Hahn, und als Sharpe nach Osten blickte, sah er die Sonne als verschwommene Scheibe hinter den Gewitterwolken. Weit entfernt klaffte eine schmale Lücke im Grau, und das rote Licht der Morgendämmerung sickerte hindurch wie Blut durch einen Verband. Bei der Vorstellung erschauerte Sharpe. Noch immer wachte er nachts auf, erschüttert von den Erinnerungen an Blut und Schlachten, aber er tröstete sich damit, dass solche Dinge nun endgültig hinter ihm lagen. Er hatte Lucille, er hatte einen Sohn, und mit der Zeit fand er vielleicht sogar Zufriedenheit in diesem Land seiner ehemaligen Feinde.

Ein Kaninchen klopfte warnend. Nosey knurrte leise, und Sharpe öffnete die Augen, schob das Gewehr vor und wartete.



Lucille fütterte Patrick. »Fast zwei Jahre alt!«, sagte sie zu dem Jungen und kitzelte ihn unter dem Kinn.

»Groß für sein Alter«, sagte Marie, ihre Haushälterin. »Wenn er erwachsen ist, wird er Soldat wie sein Vater.«

»Lieber Gott, nur das nicht«, erwiderte Lucille und bekreuzigte sich.

»Wo ist Papa?«, wollte Patrick wissen.

»Er schießt Füchse«, antwortete Lucille und schob ihm einen Löffel Haferbrei in den Mund.

»Peng!«, rief Patrick und versprühte den Brei über den Tisch.

»Patrick Lassan!«, schalt Lucille ihn.

»Lassan?«, fragte Marie. »Nicht Castineau? Nicht Sharpe?«

»Lassan«, sagte Lucille mit Nachdruck. Lucilles Mädchenname war Lassan gewesen, dann hatte sie einen Kavallerieoffizier namens Castineau geheiratet, der für Frankreich in Russland geblieben war, und lebte nun mit Sharpe zusammen. Die Dörfler, die zu Recht vermuteten, dass Lucille und ihr Engländer nicht verheiratet waren, wussten nie, ob sie Lucille mit Mademoiselle Lassan, Witwe Castineau oder Madame Sharpe anreden sollten. Lucille war es egal, wie man sie nannte, doch sie war entschlossen, ihren Familiennamen an die nächste Generation weiterzugeben, und daher hieß ihr Sohn – Sharpes Sohn – Patrick Lassan. Sharpe kümmerte es nicht. »Such du den Nachnamen aus«, hatte er zu Lucille gesagt, »ich bestimme den Vornamen«, und aus diesem Grund war der Junge nach einem irischen Sergeant benannt, der heute in Dublin ein Wirtshaus betrieb.

Lucille zuckte erschrocken zusammen, als auf dem Hof die alte Glocke läutete und verkündete, dass jemand vor dem Haupttor stand. »Wer könnte uns so früh aufsuchen?«, fragte sie.

»Der Priester?«, überlegte Marie und nahm einen Schal vom Haken hinter der Tür. »Er will bestimmt sein Brennholz.« Sie legte sich den Schal um die schmalen Schultern. »Und

ganz egal, wie früh wir haben, Madame – sein Glas Calvados möchte er auch.« Als sie auf den Hof trat, ließ sie einen kalten Windstoß herein, und Lucille nahm instinktiv Patrick in die Arme.

»Peng«, machte der Junge wieder. Für ihn war der Anblick des verspritzten Breis das Risiko wert, ausgeschimpft zu werden, doch Lucille war zu abgelenkt, um seine kleine Untat zu bemerken. Sie dachte, dass es Pater Defoy nicht ähnlich sähe, so früh aufzutauchen, und ein Instinkt veranlasste sie, Patrick auf sein Stühlchen zu setzen und zum Ofen zu gehen. Sie wollte nach dem Gewehr greifen und bemerkte erst in diesem Moment, dass die Waffe fort war.

Sie hörte, wie sich das Tor quietschend öffnete und eine gedämpfte Männerstimme erklang. Plötzlich stieß Marie einen empörten Schrei aus, der abrupt abbrach. Lucille rannte zu dem Schrank, wo Richard seine anderen Waffen aufbewahrte, doch ehe sie auch nur den Schlüssel umdrehen konnte, flog mit einem Knall die Küchentür auf, und ein großer Mann mit einem Gesicht wie aus zerkratztem Leder stand in der Öffnung. Sein Atem bildete Nebel in der kalten Luft.

Gemächlich hob er eine Pistole, bis sie zwischen Lucilles Augen zielte, dann spannte er genauso langsam mit dem Daumen den Hahn. »Wo ist der Engländer?«, fragte er mit gelassener Stimme.

Lucille antwortete nicht. Sie konnte sehen, dass im Hof noch mehr Männer waren.

»Wo ist der Engländer?«, fragte der hochgewachsene Mann wieder.

»Papa Füchse schießen!«, erklärte Klein-Patrick hilfsbereit. »Peng!«

Ein kleiner Mann mit Brille schob sich an dem Kerl mit der Pistole vorbei. »Kümmern Sie sich um Ihr Kind, Madame«, befahl er Lucille und trat beiseite, damit seine fünf zerlumpten Gefolgsleute in die Küche kommen konnten.

Patrick, der endlich begriff, dass seine heile Welt in Trümmer ging, begann zu weinen. Bei seinen durchdringenden Schreien verzog der kleine Mann gequält das Gesicht. Er war der Einzige unter den Fremden, der keine Pistole trug, und der Einzige, dessen Gesicht keine langen Zöpfe umgaben. Der letzte Mann, der in die Küche kam, zerrte Marie aus der Kälte mit und stieß sie grob auf einen Stuhl.

»Wer sind Sie?«, herrschte Lucille den kleinen Mann an.

»Kümmern Sie sich um Ihr Kind, Madame!«, befahl ihr der Bebrillte erneut. »Ich kann das Gezeter kleiner Kinder nicht ertragen.« Er wickelte einen Schal vom Hals ab und wärmte sich die Hände am Herd, während der erste Mann, der hereingekommen war, Lucille vom Waffenschrank wegdrängte. Er musste um die vierzig Jahre alt sein, und alles an ihm schrie heraus, dass er in den Kriegen als Soldat gedient hatte. Die Zöpfe waren das Erkennungszeichen von Napoleons Husaren gewesen, und das Gesicht zwischen ihnen war voller vernarbter Schnitte und den Flecken, die nach einer Pulververbrennung übrig bleiben. Er trug einen Armeemantel, an dem die funkelnden Knöpfe durch solche aus Horn ersetzt worden waren, während an der Feldmütze auf seinem Kopf noch immer Napoleons Wappen prangte. Er drückte Lucille auf einen Stuhl und wandte sich an den kleinen Mann. »Wir fangen jetzt mit der Suche an, Maître?«

»Allerdings«, antwortete dieser.

»Wer sind Sie?«, fragte Lucille wieder. Diesmal klang sie noch gebieterischer.

Der kleine Mann zog seinen Mantel aus, unter dem er einen schäbigen schwarzen Anzug trug. »Sorg dafür, dass sie am Tisch bleibt«, sagte er zu einem seiner Leute, ohne Lucilles Frage zu beachten. »Der Rest von euch – sucht! Sergent, Sie beginnen oben.«

»Wonach suchen Sie?«, verlangte Lucille zu wissen, als sich die Eindringlinge im ganzen Haus verteilten.

Der kleine Mann wandte sich ihr wieder zu. »Sie besitzen einen Wagen, Madame?«

»Einen Wagen?«, fragte Lucille verdutzt.

»Wir finden ihn sowieso«, sagte der Mann. Er ging zum Fenster, wischte den Beschlag von einer Scheibe und spähte hinaus. »Ihr Engländer ist auf der Jagd, ja? Wann wird er zurückkommen?«

»Wann es ihm beliebt«, sagte Lucille störrisch. Aus der alten Halle kam ein lauter Ruf, als einer der Fremden die Überreste des Lassan'schen Silbergeschirrs entdeckte. Früher einmal konnte der Herr dieses Châteaus vierzig Gäste vor silberne Gedecke setzen, doch heute waren nur noch ein großer Wasserkrug, einige Kerzenhalter und ein Dutzend schartige Teller übrig. Das Silber wurde in die Küche geschafft, und der kleine Mann befahl, es neben der Hintertür zu stapeln.

»Wir sind keine reichen Leute!«, protestierte Lucille. Sie versuchte ihre Angst zu verbergen. Sie nahm an, dass ihr Hof von einer umherziehenden Bande aus verzweifelten alten Soldaten überfallen worden war, wie sie das gesamte ländliche Frankreich fürchtete. Die Zeitungen waren voll von ihren Verbrechen, doch Lucille hatte bisher geglaubt, dass diese Schwierigkeiten nie die Normandie erreichen würden. Sie deutete auf das Silber. »Mehr haben wir nicht!«

»Sie haben mehr, Madame«, erwiderte der kleine Mann, »viel mehr. Und ich würde Ihnen raten, nicht den Versuch zu unternehmen, das Haus zu verlassen, sonst wird Brigadier Lebecque Sie erschießen.« Er nickte ihr zu, dann duckte er sich unter der Tür zur Treppe hindurch, um den Männern zu helfen, die die Schlafzimmer durchsuchten.

Lucille sah den dünnen Mann an, der den Befehl erhalten hatte, sie zu bewachen. »Wir sind nicht reich«, sagte sie noch einmal.

»Aber reicher als wir«, erwiderte der Brigadier. Er hatte ein Frettchengesicht, fand Lucille, mit schiefen Zähnen und blassgelben Augen und einem zerfetzten Ohrläppchen hinter dem linken Zopf. Sämtliche Husaren des Kaisers hatten diese Zöpfe getragen, die ihnen von den Schläfen

wuchsen. Je länger der Zopf, desto länger die Dienstzeit. Sie waren ein Zeichen des Stolzes, ein Abzeichen des elitären Standes der Husaren, und dass sechs der Eindringlinge diese alten Zöpfe trugen, verkündete deutlich, dass ihre Treue zum Kaiser trotz seiner Verbannung nach St. Helena fortbestand. »Viel reicher als wir«, fügte er hinzu.

»Sie werden uns nichts tun?«, fragte Lucille, Patrick in den Armen.

»Das hängt von Ihrem Engländer ab«, erwiderte der Unteroffizier, »und der Gnade meines Sergent.«

»Ihres Sergent?«, fragte Lucille. Sie vermutete, dass er damit den großen Kerl meinte, der als Erster in die Küche gekommen war.

»Und mein Sergent«, fuhr der Brigadier fort, »kennt keine Gnade. Sie ist ihm im Krieg ausgetrieben worden. Sie ist uns allen ausgetrieben worden. Haben Sie Kaffee?«

Aus der Ferne hallte ein Schuss, und Lucille überlegte, welche Schrecklichkeiten der Krieg in seinem Kielwasser zurückgelassen hatte. Sie erinnerte sich an die Geschichten von Mord und Plünderung, die das arme Frankreich plagten und die nun, zu Weihnachten, an ihre Haustür geklopft hatten. Sie hielt ihr weinendes Kind fest, schloss die Augen und betete.



Der Fuchs hatte einen Satz in die Luft gemacht, als er getroffen wurde, ein letzter Reflex, mit dem das Tier dem Schuss durch einen Sprung entkommen wollte, dann fiel es zu Boden und hinterließ eine blutige Spur im frostigen Gras.

»Einer weniger«, sagte Sharpe zu Nosey. »Noch nicht, Junge.« Er drängte den Hund von dem Kadaver weg und

fragte sich, ob er ihm den Balg abziehen sollte, dann aber beschloss er, das Fell Fell sein zu lassen, und begnügte sich damit, die Lunte abzuschneiden, damit er sie ans Scheunentor nageln konnte. An dem großen Tor hingen schon gut zwei Dutzend andere Fuchsschwänze. Sie sollten die Füchse von Château Lassan vertreiben, doch aus irgendeinem Grund wirkte die uralte Magie nicht.

Sharpe schlitzte dem Fuchs den Bauch auf und ließ Nosey fressen, dann drehte er sich um und blickte ins Tal. Eigenartig, dachte er, dass die Gruppe Fußwanderer noch immer nicht auf der Straße hinter dem Hof erschienen war.

Der vertraute Pulvergeruch hing in der Luft, während er ins Tal starrte. Vielleicht hatten die Reisenden es eilig gehabt und waren bereits hinter den Birken auf der anderen Seite des Hangs? Doch die Bäume waren kahl, und er sah keine einzige Bewegung dort, wo die Straße unter ihren Ästen anstieg.

Verdammt noch eins, dachte er, sie sollten aber zu sehen sein, und plötzlich prickelte der alte Sinn für Gefahr. Er rief Nosey bei Fuß, hängte sich das Gewehr über und machte sich auf den Weg hinunter ins Tal. Dabei versicherte er sich, dass er albern war. Auf der Welt herrschte Frieden, morgen war Weihnachten, und die Menschen hatten ein Recht, den Landstraßen zu folgen, ohne das Misstrauen eines Rifleman im Ruhestand zu wecken, doch Sharpe las genauso wie Lucille die Zeitung.

In Montmorillon war erst vergangenen Monat eine Gruppe von ehemaligen Soldaten in das Haus eines Anwalts eingedrungen, hatte ihn und seine Frau ermordet, ihre Wertsachen geraubt und die Töchter verschleppt. Die beiden Mädchen, vierzehn und sechzehn Jahre alt, waren wiederholt geschändet und dann in einen See geworfen worden. Die Jüngere hatte überlebt und konnte erzählen, was geschehen war. In ganz Frankreich ereignete sich Ähnliches. Es gab keine Arbeit, die Ernte war schlecht gewesen, und auf die Männer, die aus dem Krieg zurückkehrten, warteten kein

Zuhause, kein Geld und keine Hoffnung. Zugleich aber verfügten sie alle über Erfahrung im Plündern und Furagieren, Fertigkeiten, zu denen Napoleon seine Soldaten stets ermuntert hatte.

Sharpe war sich mittlerweile sicher, dass die Wanderer nicht die Straße zum Dorf eingeschlagen hatten, was bedeutete, dass sie entweder auf demselben Weg umgekehrt oder zum Hof gegangen waren. Und vielleicht gingen sie aus einem bestimmten Grund dorthin? Vielleicht waren sie Bettler, denn nicht alle Soldaten, die der Krieg entwurzelt hatte, schlossen sich zu Räuberbanden zusammen. Die meisten durchstreiften einfach das Land und bettelten um Essen. Sharpe hatte genug von ihnen in den letzten Monaten durchgefüttert, und gewöhnlich genoss er diese Begegnungen mit seinen alten Feinden. Ein solcher Bettler hatte auf den Mauern von Badajoz gestanden, einer spanischen Festung, die von den Briten angegriffen worden war. Er hatte damit geprahlt, wie viele Engländer er im Graben am Fuße der mittleren Bresche getötet habe, und Sharpe hatte kein Wort davon gesagt, dass er im selben Graben gewesen war und in einem Sturm aus Blut und Feuer die Bresche erklommen und die Franzosen in die Flucht geschlagen hatte.

Es war vorbei, sagte er sich, es war vorbei und vergessen, und er vermisste nichts davon.

Also waren es vielleicht wirklich nur Bettler, dachte er, aber trotzdem gefiel es Sharpe nicht, dass Lucille, Patrick und Marie allein vor einer Gruppe hungriger Männer standen, die vielleicht versucht waren, sich mehr zu nehmen, als ihnen freiwillig gegeben wurde. Er vergaß den zweiten Fuchs und eilte nach Hause. Er nahm den kurzen Weg über die Kuppe des Hügels und den steilen Hang hinab zu der Stelle, wo auf dem verstopften Mühlgraben das Eis glänzte.

Sharpe überquerte die Grabenbrücke, die ebenfalls erneuert werden musste, und blieb stehen, um von jenseits

des Grabens auf den Hof zu blicken. Nichts bewegte sich dort.

Rauch stieg aus dem Küchenschornstein. Die Fenster waren von Eisblumen überzogen. Alles sah aus, wie es aussehen musste, und doch nagte das Gefühl der Gefahr noch immer an ihm. Auf dieses Gefühl konnte er sich verlassen, das wusste er, seit es ihm auf unzähligen spanischen Äckern das Leben gerettet hatte. Er überlegte, das Gewehr zu laden, dann entschied er, dass es dazu zu spät war. Wenn die Wanderer den Hof überfallen hatten, waren sie zu viele für eine Gewehrkugel. Außerdem hätten sie ihn bereits unter Beobachtung, und es war das Beste, sich keine Feindseligkeit anmerken zu lassen.

Am besten wäre es, dachte er, zuzusehen, dass er hier wegkam, und das Haus aus der Ferne zu beobachten, bis er wusste, ob eine Gefahr bestand oder nicht. Ihm blieb jedoch keine Wahl, denn Lucille und sein Sohn waren auf dem Hof, und er musste zu ihnen, auch wenn all seine Instinkte ihm zuschrien, bloß Abstand zu halten. »Komm, Nosey«, sagte er und ging weiter, überquerte den Graben auf der Brücke und malte sich aus, wie dumm er sich vorkommen würde, wenn er die Küchentür öffnete und entdeckte, dass Lucille am Tisch Patrick fütterte, Marie Rüben hackte und im Herd fröhlich die Flammen züngelten.

Der Krieg hat mich nervös gemacht, sagte er sich, nervös, schreckhaft, scheu und zu Angst neigend, und es war alles Unsinn. Nichts war geschehen. Morgen war Weihnachten und auf der Welt war alles gut, nur dass die Welt wieder aufgebaut werden musste.

Er öffnete die Küchentür. »Hab einen von den Halunken«, verkündete er fröhlich und schwenkte den buschigen Fuchsschwanz, dann wurde er sehr still. Ein kleiner Mann mit Brille saß Lucille gegenüber, während ein anderer Mann hinter ihr stand und die Mündung einer Pistole auf ihren schwarzen Haarschopf richtete.

Marie kauerte auf dem Stuhl in der Ecke, neben sich einen großen Mann mit Sharpes altem schweren Säbel, den er von seinem Platz an der Wand über dem Gewürzregal genommen hatte. Zwischen seinen Husarenzöpfen war ein Gesicht zu sehen, das so hart wie aus Horn wirkte.

Der große Mann trat Sharpe entgegen. »Erinnern Sie sich an mich?«, fragte er. »Denn ich erinnere mich an Sie.«

Er streckte den Säbel vor, bis dessen Spitze Sharpe am Hals berührte. »Ich erinnere mich sehr gut an Sie, Major Sharpe«, sagte er, »wirklich sehr gut. Willkommen zu Hause.«

Sharpe setzte sich neben Lucille an den Küchentisch. Ein Mann mit einer Pistole stellte sich hinter ihn, während Sergent Guy Challon mit Sharpes Säbel in die Tischkante schlug.

»Eine grobe Waffe«, sagte er verächtlich.

»Sie wirkt bei Franzosen besser als bei Tischen«, erwiderte Sharpe milde.

»Legen Sie den Säbel weg, Sergent!«, befahl der kleine Mann. »Legen Sie ihn auf den Haufen. Jemand wird dafür schon ein paar Francs bezahlen.«

Der kleine Mann sah zu, wie der Sergent die Waffe auf den Haufen aus Silbergeschirr und anderen kleinen Wertsachen warf, der neben der Küchentür angewachsen war. Die gesammelte Beute umschloss Lucilles wenigen Schmuck, zu dem ein großer Rubin gehörte, der aus Napoleons Schatzkisten stammte. Der Bebrillte hatte den Edelstein an sich genommen und hob ihn vor seine Augen, betrachtete ihn, genoss den Anblick, und als Sharpe sich gesetzt hatte, hielt er den Stein dem Engländer hin, als beweise er Sharpes Reichtum. »Mein Name«, sagte der kleine Mann, »ist Maître Henri Lorcet. Ich bin Anwalt und hatte die Ehre, den letzten Willen von Commandant Pierre Ducos abzufassen. Das ist das Testament«, sagte er und zog ein Dokument hervor, das er auf dem Küchentisch glatt strich. Mit dem Rubin klopfte er

auf das Schriftstück, als verliehe es seiner Anwesenheit Rechtmäßigkeit.

»Das Testament erwähnt die Existenz eines Goldschatzes«, fuhr Lorcet fort, »eines Schatzes, der einmal Napoleon Bonaparte gehört hat. Commandant Ducos war so freundlich, den Schatz mir und Sergent Challon zu vererben.« Er nickte dem grimmigen Husaren zu, der sich mit Sharpes Säbel vergnügt hatte. »Commandant Ducos deutete weiterhin an, dass Sie wüssten, wo das Gold zu finden sei.« Er schwieg kurz. »Wissen Sie von dem Gold, Major Sharpe?«

Lucille wollte auffahren und Lorcet sagen, dass er Unsinn redete, doch Sharpe legte ihr eine Hand auf den Arm. »Ich weiß davon«, gab er zu. Zwei Jahre zuvor, als Napoleon nach Elba verbannt worden war, hatte Sharpe geholfen, den Schatz des Kaisers zu retten, der auf seiner Reise zu der Insel verloren gegangen war. Pierre Ducos hatte das Gold gestohlen, und Sergent Challon war Ducos' Komplize gewesen. Obwohl Ducos längst tot war, musste sein Geist irgendwie aus dem Grabe gestiegen sein und dieses Unheil auf seinen alten Feind herabbeschworen haben.

»Aber wir haben nichts!«, erwiderte Lucille. »Wir haben nur, was Sie hier sehen!«

Maître Lorcet achtete nicht auf ihren Einwand. »Der Wert des Goldes«, sagte er mit sehr gelassener und eindringlicher Stimme, »belief sich auf zweihunderttausend Francs, glaube ich.«

Sharpe lachte auf. »Ihr Freund Ducos hat die Hälfte davon verprasst.«

»Wirklich? Also einhunderttausend Francs«, erwiderte Lorcet gleichmütig, und gleichmütig konnte er sein, denn die Hälfte der Summe entsprach noch immer beinahe fünfzigtausend Pfund, und von zweihundert Pfund konnte ein Mann ein Jahr lang im Luxus schwelgen. Mit fünfzigtausend konnte er leben wie ein König.

»Ich war nicht allein, als ich das Gold erbeutete«, sagte Sharpe zu dem Anwalt. »Fragen Sie Ihren Freund, Sergent Challon.« Er wies mit einer Kopfbewegung auf den großen Mann. »Général Calvet war bei mir. Glauben Sie, er wollte nichts von dem Gold abhaben?«

Lorcet sah Challon an, der widerstrebend nickte. »Calvet war dabei, Maître«, bestätigte er.

Der Anwalt zuckte nur mit den Schultern. »Also haben Sie den Schatz geteilt«, räumte er ein, »aber es muss dennoch eine beträchtliche Summe übrig sein.«

Sharpe schwieg.

»Ich kann es aus ihm rausprügeln, Maître«, erbot sich Challon.

»Ich verabscheue Gewalt«, entgegnete der Anwalt mit einiger Schroffheit. »Sie ist die Zuflucht der Unfähigen und Dummen. Vernunft ist das bessere Instrument. Seien Sie ehrlich zu mir, Major«, beschwor er Sharpe. »Gewiss haben Sie doch nicht alles ausgegeben?«

Sharpe seufzte, als ergebe er sich in das Unausweichliche. »Vierzigtausend Francs sind noch übrig«, gestand er und hörte Lucille erstaunt aufkeuchen. »Vielleicht sogar etwas mehr«, fügte er grollend hinzu.

Henri Lorcet lächelte erleichtert, denn er hatte befürchtet, dass er am Ende seiner langen Suche gar nichts erhalten würde, und obwohl vierzigtausend Francs weniger waren als erhofft, stellten sie in diesen harten Zeiten ein beträchtliches Vermögen dar. »Dann sagen Sie mir, wo es ist, Major«, sagte er, »und wir nehmen es und lassen Sie in Frieden.«

Nun war Sharpe mit Lächeln an der Reihe. »Es liegt alles auf einer Bank, Lorcet«, sagte er, »in Monsieur Plaquets Bank in der Rue Deauville in Caen. Es befindet sich in einer großen Truhe mit eisernen Ecken, hinter einer eisenbeschlagenen Tür in ein Steingewölbe verschlossen, zu dem Monsieur Plaquet einen Schlüssel hat und ich den anderen.«

Sergent Challon spie auf den Herd, dann ringelte er einen seiner langen Zöpfe zusammen und gab ihn wieder frei. »Der lügt«, knurrte er den Anwalt an. »Lassen Sie mich die Wahrheit aus ihm rausprügeln.«

»Dann schlagen Sie mich doch, Sergent«, sagte Sharpe, »und reißen Sie das Château nieder, aber wenn Sie nichts finden, was machen Sie dann?«

»Dann verprügele ich Sie noch mal«, versetzte Challon, »und nehme mir, was wir bereits haben und was wir wollen.« Er blickte Lucille an, die selbst in ihrem Hauskittel wunderschön aussah. Sie hatte ein glattes Gesicht, umgeben von glänzendem schwarzem Haar, große dunkle Augen und volle, fein geschwungene Lippen. Sie strahlte Gelassenheit aus, sodass einige Dörfler erklärt hatten, sie gleiche der Mutter Christi, doch für Challon war sie nur eine andere Frau, die er sich nehmen, vergewaltigen und wegwerfen konnte. »Was immer wir wollen«, betonte er.

Sharpe sagte nichts, und auch sein Gesicht gab nichts preis. Lorcet hingegen zog ein gequältes Gesicht ob der Rohheit des Sergent. »Wir wollen nur das Gold des Kaisers«, sagte der Anwalt und tadelte Challon wortlos durch seinen Tonfall. »Und natürlich das hier.« Er hielt den Rubin hoch.

»Der gehörte zu Bonapartes Schatz«, sagte Sharpe, »und muss den einen oder anderen Centime wert sein.«

»Aber nicht vierzigtausend Francs«, stellte Lorcet fest. Er steckte den Edelstein behutsam in eine Westentasche, dann nahm er aus seinem Beutel einen Stapel Papier, einen Federhalter und ein Tintenfass. »Sie werden diesem Monsieur Plaquet schreiben«, befahl er Sharpe, »ihm Ihren guten Freund Maître Lorcet empfehlen und ihn informieren, dass dieser das Gold in seine Obhut nimmt.«

»Das wird er nicht tun«, entgegnete Sharpe tonlos, den Blick auf den Anwalt gerichtet.

»Er sollte es besser tun!«, fuhr Lorcet auf. Endlich zeigte er leichte Ungeduld.

Sharpe seufzte und schüttelte den Kopf. »Ich habe eine Frau, Lorcet«, sagte er, »eine diebische Frau in England. Sie konnte mein gesamtes Geld stehlen, weil ich meinem Londoner Bankier einen Brief schrieb, in dem ich ihr mein Vertrauen aussprach. Aus diesem Grund habe ich mit Monsieur Plaquet eine Vereinbarung getroffen. Er gibt mein Geld an niemanden heraus außer an mich persönlich.« Er klopfte sich auf die Brust. »Nur an mich.«

Lorcet warf einen Blick auf Lucille, die nickte, obwohl sie überrascht wegen dieser Vereinbarung war, von der sie nie gehört hatte. »Es ist wahr«, flüsterte sie und meinte damit, es sei wahr, dass Jane Sharpe das Geld ihres Mannes gestohlen hatte, doch ob die übrigen Aussagen Sharpes der Wahrheit entsprachen, wisse sie nicht.

»Ich muss selbst zur Bank gehen«, fuhr Sharpe fort, »mit meinem Schlüssel. Ansonsten? Nichts.«

»Und wo ist der Schlüssel?«, fragte Lorcet.

Sharpe blickte zu dem Schlüsselbrett neben der Küchentür. Lorcet bekundete durch ein Nicken seine Erlaubnis, und Sharpe stand auf und nahm einen großen, schweren schwarzen Schlüssel an sich, der aussah, als sei er so alt wie die Zeit. Endlich begriff Lucille, dass er ein Spiel trieb, denn der Schlüssel öffnete keinen Tresorraum in Caen, sondern gehörte zu der vernachlässigten Kapelle des Châteaus.

Sharpe warf den Schlüssel dem Anwalt zu. »Wenn Sie mich und diesen Schlüssel nach Caen bringen, Lorcet«, sagte er, »bekommen Sie Ihr Geld.«

»Wie weit ist es bis nach Caen?«, fragte Lorcet.

»Drei Stunden mit dem Karren«, sagte Sharpe, »und den Karren muss ich nehmen, denn vierzigtausend Francs in Gold wiegen mehr als eine Tonne. Eine Stunde, um das Geld zu verladen, dann dreieinhalb Stunden für die Rückfahrt. Wenn es schneit, dauert es länger.«

»Dann beten Sie, dass es nicht schneit«, erwiderte Lorcet, »denn wenn Sie bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht

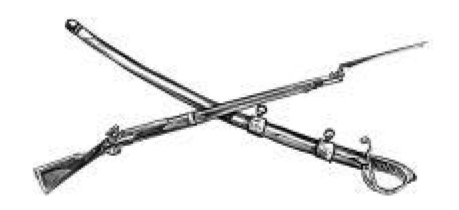
zurückgekehrt sind, werde ich annehmen, dass Sie uns betrogen haben, und dann überlasse ich Ihre Familie Sergent Challon.« Er schwieg, erwartete offenbar eine Reaktion Sharpes, doch das Gesicht des Engländers blieb ausdruckslos. »Ich würde es bedauern, Major«, sagte Lorcet, »denn ich verabscheue Gewalt.« Er legte den Schlüssel auf den Tisch. »Brigadier Lebecque wird Sie mit zwei Männern begleiten. Sollten Sie versuchen, Hilfe herbeizurufen, Major, wird der Brigadier Sie töten. Doch tun Sie, was ich verlange, überleben wir alle diesen Tag, auch wenn Sie …«, er lächelte schmal, »… danach ein wenig ärmer sein werden.«

Sharpe nahm den Schlüssel vom Tisch. »Ich bin vor der Dämmerung zurück«, versprach er dem Anwalt, dann beugte er sich vor und küsste Lucille und seinen Sohn zum Abschied.

Lucille klammerte sich an ihn. »Richard!«

Er löste ihre Finger von seinem Mantelkragen. »Kümmere dich um Patrick, Geliebte«, sagte er und küsste sie noch einmal. »Ich komme zurück«, flüsterte er.

Und das würde er.



Brigadier Lebecque und seine beiden Männer sahen zu, wie Sharpe die Pferde anschirrte. Es waren zwei alte Gäule, langsam und schwer, und sie hatten den Großteil ihres Lebens französische Zwölfpfünder-Kanonen gezogen. Jetzt machten sie Sharpe das Leben schwer, denn er hatte Pferde von jeher weder gemocht noch verstanden. Sharpe nahm die Zügel auf, aber Lebecque wollte ihn den Wagen nicht fahren lassen und befahl einem seiner Männer, es an seiner

Stelle zu tun. Sharpe musste vom Kutschbock steigen und sich auf die Ladefläche setzen, wo Lebecque den Schoß seines langen Mantels hob, unter dem er eine Pistole trug. »Ich hätte Sie schon in Neapel abknallen sollen«, sagte der Brigadier, dessen Rang einem englischen Corporal entsprach.

»Sie waren bei Ducos, als ich das Gold zurückholte?«, fragte Sharpe. »Ich erinnere mich nicht an Sie.«

»Aber ich mich an Sie«, erwiderte Lebecque und brüllte den Befehl, das Tor zu öffnen. Der Kutscher ließ die Peitsche knallen, und der schwere Bauernwagen machte einen Satz vorwärts. In großen, lockeren Flocken begann der erste Schnee zu fallen. Sie schmolzen, sobald sie die Straße berührten. Der Wagen ruckte von einer Seite auf die andere, denn Sharpe hatte die Pferde absichtlich anders angeschirrt als gewohnt. Der größere Rappe war immer das Leittier des Gespanns auf der linken Seite gewesen, während der Braune auf der rechten Seite ein Stück nach hinten versetzt ging. Sharpe hatte das Leittier auf die rechte Seite nach hinten gestellt, und er hatte die Pferde nicht wie gewohnt zusammengebunden, indem er das Gebiss des einen am Kummet des anderen befestigte. Dadurch konnte ein Pferd das andere überholen und den Wagen aus der Spur bringen. Keiner der Husaren hatte es bemerkt, aber sie spürten, dass etwas nicht stimmte, weil das Pferd auf der rechten Seite ständig versuchte, das andere Tier zu überholen und auf dessen Seite zu gelangen. Der frustrierte Rappe zog wie ein Schwein, und wenn der Fahrer ihn mit der Peitsche prügelte, zog er nur noch härter. »Sie müssen den Rappen zügeln«, erklärte Sharpe dem Kutscher.

»Als hätte ich noch nie auf dem Kutschbock gesessen«, erwiderte der Mann, und der Wagen ruckte wieder zur Seite. Beinahe wäre Lebecque von der Ladefläche geschleudert worden.

»Zügeln Sie den Rappen«, sagte Sharpe, »und lassen Sie den Braunen das Tempo bestimmen.«

»Halten Sie die Schnauze!«, entgegnete der Mann und knallte wieder mit der Peitsche. Der Rappe machte einen Satz vorwärts, der Braune scheute, und Lebecque und der andere Aufpasser mussten sich festhalten, als der Wagen über die erhöhte Straßenmitte holperte.

»Mistviecher!«, beschimpfte Lebecque die Pferde, und der Kutscher schlug abermals mit der Peitsche. Die beiden Pferde drängten gegeneinander, und der Wagen schwankte wieder wie ein Boot auf stürmischer See.

»Jetzt hören Sie doch zu!«, rief Sharpe. »Lassen Sie den Braunen führen!«

Lebecque fluchte, als der Wagen wieder in die Spurrillen krachte. »Halt!«, rief er, und der Kutscher zog gehorsam an den Zügeln. »Sie …«, Lebecque wies auf Sharpe, »… Sie fahren. Und ich sitze dann neben Ihnen.« Er hob wieder den Rockschoß und zeigte die große Pistole.

Wie ihm geheißen, stieg Sharpe auf den Kutschbock. Lebecque setzte sich neben ihn, während sich die beiden anderen Männer auf der Ladefläche niederließen. Die beiden waren ebenfalls mit Pistolen bewaffnet, doch Sharpe hatte sie nun dort, wo er sie haben wollte, so wie er genau dort war, wo er sein wollte. Er war dem Hof entkommen und konnte sich wehren.

Er schnalzte mit der Zunge, zügelte die Geschwindigkeit des Rappen und ließ den Wagen die Steigung zum Dorf hinauffahren. Der Schnee fiel unbeständig und leicht, wirbelte um die schwarzen Äste, aber der Himmel wurde unheilvoll dunkler, und Sharpe vermutete, dass bald heftiges Schneetreiben einsetzen würde, das es ihm unmöglich machte, an einem Tag nach Caen zu gelangen und wieder zurückzukehren. Doch er hatte überhaupt nicht die Absicht, Caen zu erreichen, denn es gab keinen Monsieur Plaquet und in der Rue Deauville stand auch keine große eisenbeschlagene Truhe in einem Tresorgewölbe. Als Einziges gab es eine Frau und ein Kind, die er retten musste, doch vorerst ließ Sharpe den Wagen über die Dorfstraße

rumpeln, auf der die Leute zum Weihnachtsgottesdienst eilten. Sharpe nickte dem einen oder anderen Bekannten zu, dann entdeckte er Jacques Malan im Eingang des Wirtshauses. Der große Mann hatte gerade hineingehen wollen, als er Sharpe sah, und wartete so lange in der Kälte, dass er auf die Straße spucken konnte, als Sharpe vorbeifuhr.

»Bonjour, Sergent Malan!«, rief Sharpe herzlich, doch Malan schob sich nur ins Wirtshaus und knallte die Tür zu. Sharpe zügelte die Pferde und lenkte den Wagen in die Gasse neben dem Wirtshaus.

»Fahren Sie nicht auf der Hauptstraße?«, fragte Lebecque misstrauisch.

»Abkürzung«, sagte Sharpe. »Je eher wir es erledigt haben, desto schneller kommen wir wieder ins Warme.«

»Bei Gott, es ist wirklich kalt«, knurrte Lebecque. Der Brigadier zog den Mantel enger um seinen dünnen Leib, und Sharpe wusste, dass er es damit schwerer haben würde, seine Pistole zu ziehen. Sharpe kalkulierte das ein, aber danach? Gott allein wusste, was er wegen des Rests unternehmen sollte.

Die Gasse wurde zu einem schmalen Sträßchen, das am Schlachthof vorbei verlief und dann zwischen hohen Böschungen mit Hecken auf den Kronen die Steigung hinabführte. Am Fuß des Hügels bog es scharf nach links ab und folgte einem steilen bewaldeten Flussufer.

Normalerweise wäre Sharpe vom Kutschbock gesprungen und hätte die Pferde auf der abschüssigen Strecke geführt, aber heute ließ er die Tiere vom Gewicht des Wagens den Hang geradezu hinuntertreiben, sodass sie gefährlich schnell trabten, als sie die Kurve über dem Fluss erreichten.

»Vorsicht!«, herrschte Lebecque ihn an.

»Ich fahre hier jeden Tag lang«, log Sharpe, ließ die Peitsche knallen und riss an den Zügeln, sodass die Pferde um die Kurve schlitterten. Ganz wie von Sharpe erwartet, fingen sich die Räder des Wagens auf der Fahrerseite in den

tiefen Furchen der Straße, und das Gefährt kippte in Richtung Fluss, als es um die Kurve gerissen wurde.

Er hörte die Männer hinter sich aufbrüllen, als sie auf dem Wagen herumgeworfen wurden, doch er hatte die Peitsche schon fallen lassen und Lebecque bei einem seiner Zöpfe gepackt. Er warf sich vom Kutschbock nach vorn und riss Lebecque mit sich, während der Wagen nach rechts umkippte. Die verängstigten Pferde wurden ruckartig zum Anhalten gezwungen, als der auf der Seite schleifende Wagen gegen einen Baum prallte.

Lebecque und Sharpe waren auf das Ortscheit hinter den Beinen der Pferde gestürzt, und Sharpe, der noch immer den Husarenzopf gepackt hielt, schlug dem Brigadier mit der linken Hand hart gegen die Kehle. Lebecque keuchte nach Luft, und Sharpe versetzte ihm noch einen Hieb auf den Adamsapfel, dann zog er seinen Mantelschoß hoch, um die Pistole zu ergreifen. Dem Brigadier, für den sich jeder Atemzug anfühlte, als schlucke er Säure, fehlte die Kraft, um sich zu wehren. Sharpe knallte ihm den Pistolenknauf gegen die linke Schläfe, dann kroch er über das Gewirr aus Zügeln und Zugriemen und entdeckte die beiden verbliebenen Männer auf halbem Weg die steile Böschung zum Fluss hinunter. Einer hatte sich den Kopf angeschlagen und lag mit kreidebleichem Gesicht im Gras, während der andere in einen Dornbusch geschleudert worden war und an seiner Pistole zerrte, um sie freizubekommen.

»Keine Bewegung!«, rief Sharpe und spannte den Hahn seiner Pistole.

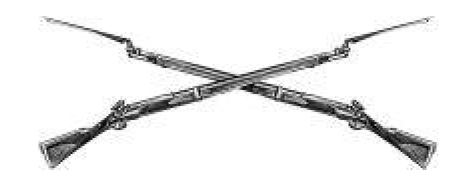
»Nein, Monsieur! Bitte nicht!«, rief der Mann. Die Räder des umgekippten Wagens drehten sich noch immer.

»Ich hasse Husaren wie die Pest«, sagte Sharpe und trat näher zu dem Mann. »Hätte euch alle umbringen sollen, als ich die Gelegenheit hatte. Ich hab Husaren immer gern umgebracht.« Er streckte den Arm aus und zielte mit der Pistole.

»Bitte nicht, Monsieur!« Der Mann glaubte, sein letztes Stündlein habe geschlagen, doch statt zu feuern, entspannte Sharpe die Pistole, drehte sie um und schlug dem Husaren den schweren Knauf über den Schädel. Der Mann schrie laut auf und sackte zusammen. Sharpe zerrte ihn aus dem Dornbusch und schlug noch einmal zu, nur um sicherzugehen, dass er ruhig blieb. Er nahm dem Mann die Pistole ab und kümmerte sich um den Dritten, der bereits halb betäubt war. »Drei Husaren gegen einen Rifleman«, sagte Sharpe, »kein Wunder, dass wir den verdammten Krieg gewonnen haben. Lebecque! Hören Sie auf zu quaken wie ein verdammter Frosch und kommen Sie her!«

Sharpe trug noch das Messer bei sich, mit dem er dem Fuchs die Lunte abgetrennt hatte, und zerschnitt damit die Zügel zu kurzen Lederriemen. Er tat es sehr ungern. Ein Geschirr kostete viel Geld, aber er musste die drei Männer fesseln, und etwas anderes hatte er nicht zur Hand, also opferte er die Zügel. Als die Kerle verschnürt waren, trat er sie, bis sie aufstanden, band sie mit einem weiteren Lederriemen zusammen und trieb sie mit weiteren Tritten den Hang hinauf ins Dorf. Die Kirchenglocke, die die Frommen zur Messe gerufen hatte, war verstummt. Schnee fiel durch die kahlen Baumkronen. Er fiel nun heftiger, legte sich auf die Hecken und in die Furchen auf der Straße. Sie hatten erst Vormittag, doch die Wolken tauchten das Land in Dämmerlicht.

So weit, so gut, dachte Sharpe. Er hatte sich befreit und die Hälfte von Lorcets kleiner Streitmacht besiegt, doch das war für einen Soldaten wie Sharpe der einfachere Teil. Jetzt wurde es erst schwierig. Er war ein Rifleman und wusste, wie man mit Feinden umging, aber jetzt musste er sich stattdessen Freunde machen.



Die Gans, die als Sharpes Weihnachtsmahl bestimmt gewesen war, bräunte im Backofen, aber der Vogel brauchte noch ein paar Stunden, und Challon war zu hungrig zum Warten, daher briet Lucille dem Sergent und einem seiner beiden Husaren Eier und Speck. Der zweite Husar, der auf dem Hof geblieben war, stand auf dem Wachturm am Tor. Von dort konnte er beide Brücken über den Graben des Châteaus im Auge behalten, während Lorcet erklärt hatte, ihm liege nichts an Eiern und er begnüge sich mit Brot und einem Apfel. »Das Fleisch von Tieren«, verkündete der Anwalt, »verdickt das Blut. Man wird davon träge, daher esse ich nichts außer Obst, Gemüse und Getreide.«

»Ich hab dickes Blut gern«, erwiderte Sergent Challon und stellte sich dicht hinter Lucille. »Wie kommt es, dass Sie mit einem Engländer verheiratet sind?«, herrschte er sie an.

»Wir sind nicht verheiratet«, erwiderte Lucille und gab mit dem Löffel heißes Fett auf die Eier.

»Ein Franzose ist Ihnen wohl nicht gut genug, was?«

Lucille zuckte mit den Schultern und gab keine Antwort. Lorcet runzelte die Stirn. Er saß am Tisch und versuchte Sharpes Kontobücher zu entziffern. »Lassen Sie die Frau in Ruhe«, befahl er Challon.

Der große Mann ignorierte den Anwalt. »Was gefällt Ihnen denn nicht an Franzosen?«, wollte er von Lucille wissen.

»Der Engländer kam hierher«, erwiderte sie. »So einfach ist das.«

Challon legte ihr die Arme um die Hüften, und sie erstarrte. »Ich finde, Sie sind eine Verräterin an Frankreich«, sagte der Sergent, dann glitt er mit einer Hand hoch und umfasste eine Brust. Lächelnd liebkoste er sie, dann schrie er auf und sprang vom Herd zurück.

»Miststück!«, rief er wütend und hielt seine Hand, auf die ihm Lucille dampfendes Fett geschüttet hatte. Er ließ die verletzte Hand los, um Lucille schlagen zu können, doch er erstarrte, als er sah, dass sie bereit war, ihm die ganze Pfanne voller Eier, Speck und zischendem Fett ins Gesicht zu schleudern. Marie, die Patrick in den Armen wiegte, lachte auf.

»Setzen Sie sich, Sergent«, sagte Lorcet überdrüssig, »und lassen Sie die Frau in Ruhe. Haben Sie noch mehr Äpfel, Madame?«

»In der Speisekammer hinter Ihnen«, antwortete Lucille, dann brachte sie die Pfanne an den Tisch und ließ Eier und Speck auf einen Teller für den anderen Husaren gleiten. Sie zögerte jedoch, ehe sie auch Challon bediente. »Sie schulden mir Abbitte, Sergent«, sagte sie.

Er wollte sie schon beschimpfen, als er sah, dass die Pfanne über seinem Schritt schwebte. »Ich bitte um Verzeihung, Madame«, sagte er widerstrebend.

Lucille kippte ihm den Rest der Mahlzeit auf den Teller. »Guten Appetit«, sagte sie zuckersüß.

»Warum also haben Sie sich mit dem Engländer eingelassen?«, fragte der Anwalt, der mit einem neuen Apfel aus der Speisekammer kam.

»Wie ich schon sagte, er kam eines Tages her und blieb.«

»Sie gestatteten ihm zu bleiben«, verbesserte Lorcet sie.

»Das ist richtig«, räumte Lucille ein.

»Ein Engländer hat in Frankreich nichts zu schaffen«, sagte Lorcet.

»Was er schafft«, entgegnete Lucille, »ist die Mühle zu reparieren, Lämmer zur Welt zu bringen, Vieh aufzuziehen und die Obstbäume zu pflegen. Möchten Sie Kaffee?«

»Kaffee reizt die Leber«, erwiderte Lorcet missbilligend, »und ich weigere mich, ihn anzurühren. Aber verraten Sie mir doch, Madame, wieso ein Engländer Ihre Mühle repariert und Ihre Obstbäume pflegt. Es gibt Franzosen, die das tun könnten und es tun sollten. In diesem Land gibt es keine

Arbeit, Madame. Diese Männer …«, er wies auf die beiden Husaren, die das Essen in sich hineinstopften, als hätten sie einen ganzen Monat lang nichts zwischen die Zähne bekommen, »… haben für Frankreich gekämpft. Sie haben geblutet, sie litten Hunger, Durst und Verbrennungen, und als sie heimkehrten, was fanden sie vor? Einen fetten König auf einem fetten Thron und reiche Leute in Kutschwagen, während sie gar nichts haben. Nichts!«

»Also lassen Sie sie andere Leute berauben?«

»Ihr Engländer hat ihnen das Gold geraubt«, erwiderte Lorcet. »Ich bin nur hier, um es seinen rechtmäßigen Eigentümern zurückzugeben.« Er drehte den Kopf und schielte zum Fenster. »Schneit es noch immer?«

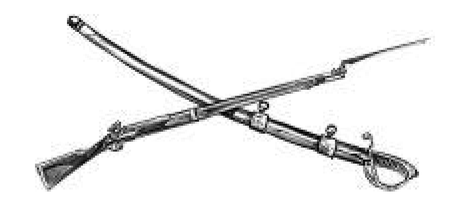
»Heftiger denn je«, sagte Lucille.

»Dann sollten Sie beten, dass Ihr Engländer in keiner Schneewehe stecken bleibt.«

Lucille lächelte. »An Ihrer Stelle, Maître«, sagte sie und benutzte seine offizielle Anrede zum ersten Mal, »würde ich beten, dass er stecken bleibt.« Lorcet sah sie verwundert an, und Lucille erklärte: »Wenn er im Schnee stecken bleibt, kommt er vielleicht nicht hierher zurück. Und dann überleben Sie vielleicht.«

»Was machen Sie uns Angst«, sagte Sergent Challon höhnisch.

»Sie haben nur drei Mann mit ihm fortgeschickt«, sagte Lucille gelassen und bekreuzigte sich. »Ich bete für ihre Seelen. Aber keine Sorge, Sergent. Major Sharpe kehrt zurück.« Ein Windstoß ratterte an der Tür, und Challon fuhr herum. Seine Hand zuckte zu Sharpes Gewehr, das er als persönliche Beute an sich genommen hatte. Lucille schien sein Schreck zu belustigen. Sie nahm Nähzeug in die Hand. »Mein Rifleman kommt wieder, Sergent«, sagte sie. »Ich verspreche es Ihnen. Er kommt wieder.«



Pater Defoy schloss die Messe mit dem Segen ab, dann machte er einige wenige Bekanntgaben: die morgige Messe werde eine Stunde früher abgehalten und es gebe keine Sonntagsschule. Zuletzt ermahnte er sehr eindringlich die Witwe Malan, ihren Sohn an sein bislang unerfülltes Versprechen zu erinnern, Brennholz zum Pfarrhaus zu bringen. Madame Malan verzog keine Miene, obwohl jeder in der Kirche wusste, dass sie sich für Jacques schämte. Er war ein guter Soldat gewesen, aber jetzt war er zum Tagedieb geworden, und die Witwe wusste nicht, wie sie ihn weiter ernähren sollte. Pater Defoy machte sich ebenfalls Gedanken um Jacques, denn der kräftige Mann sorgte im Dorf für nichts als Scherereien. »Werden Sie ihn erinnern, Madame?«, fragte Pater Defoy.

»Das werde ich, Vater«, antwortete Madame Malan.

»Ich kann das Brennholz bringen, Vater«, erbot sich ein Mann.

»Ich finde, Jacques sollte einmal etwas Nützliches tun, meinen Sie nicht auch?«, entgegnete Pater Defoy, dann blickte er erschrocken hoch, denn jemand hatte die Kirchentür aufgestoßen. Wind trieb Schnee in das kleine Gotteshaus und ließ die Kerzen vor der Marienstatue flackern, die zur Feier der Geburt Christi Stechpalmenzweige mit roten Beeren umwanden.

Drei Männer, zwei davon mit blutigen Gesichtern und alle mit gefesselten Händen, stolperten in die Kirche, und hinter ihnen folgte Monsieur Sharpe, der Engländer, mit einer großen Pistole.

»Monsieur Sharpe!«, tadelte ihn Pater Defoy. »Dies ist ein Haus Gottes!«

»Tut mir leid, Vater«, sagte Sharpe, schob die Pistole in eine Manteltasche und nahm seinen schneebedeckten Hut ab. »Ich bringe Ihnen drei Sünder zur Beichte.« Mit einem Tritt schickte er Brigadier Lebecque in den Kirchengang. »Drei erbärmliche Sünder, Vater, die ihre Seelen erleichtern müssen, ehe ich sie in die Hölle schicke.«

»Monsieur Sharpe!«, protestierte der Priester erneut. »Sie haben die Tür offen gelassen!«

»Das ist richtig, Vater«, sagte Sharpe. Die Gemeinde sah ihn stirnrunzelnd an, verärgert über die unverhohlene Entweihung ihrer Kirche. Sharpe schien ihre Missbilligung nicht zu bemerken und zwang seine drei Gefangenen vor der Kanzel auf die Knie. »Wartet hier, ihr Schweinehunde«, sagte er und wandte sich wieder dem Priester zu. »Ich habe die Tür offen gelassen, Vater«, erklärte er, »weil ich unterwegs am Wirtshaus haltgemacht und noch mehr von Ihren Schäfchen in die Kirche eingeladen habe.«

Pater Defoy fragte sich, ob Sharpe betrunken war, doch das traf offenbar nicht zu. Der Pfarrer mochte den Engländer eigentlich ganz gern. Er wünschte, Sharpe käme wie Lucille zur heiligen Messe, doch davon abgesehen hatte er Monsieur Sharpe als aufrecht und unerschütterlich erlebt, einen Mann von gesundem Menschenverstand, der anzupacken verstand. Natürlich war es traurig, dass das übrige Dorf seine Meinung nicht teilte, doch Jacques Malan hatte jedem Prügel angedroht, der dem Engländer auch nur ein Stück entgegenkam.

Und nun erschien zu Pater Defoys Überraschung Jacques Malan in der Kirchentür, begleitet von einem Dutzend Saufkumpanen, die nicht zur Messe gekommen waren, weil sie lieber im Wirtshaus Calvados tranken. Sie hatten ausgelassen gefeiert, zufrieden damit, dass ihre Mütter, Frauen oder Töchter dem Herrn huldigten, als Sharpe die Wirtshaustür aufgetreten und Brigadier Lebecque mit blutigem Kopf ins Wirtshaus gezerrt hatte.

»Ich habe gerade drei Husaren zehn Sorten Scheiße aus dem Leib getreten«, hatte Sharpe feindselig in die Gaststube gerufen, »und wenn einer von euch wissen will, wieso, dann soll er jetzt in die Kirche kommen.« Mehr hatte er nicht gesagt, sondern seinen Gefangenen wieder hinaus ins Schneetreiben geschleift, und die Männer, erstaunt und neugierig, hatten ihre Getränke stehen lassen und waren ihm gefolgt.

Jacques Malan nahm den Hut ab und bekreuzigte sich, aber er hielt den Knüppel, den er immer bei sich trug, fest in der Hand. Den Priester bedachte er mit einem mürrischen Nicken. »Der Engländer sucht Streit, Vater«, knurrte er.

»Nein«, erwiderte Sharpe, »das tue ich nicht.«

In der Befürchtung, dass die Kirche gleich Zeuge ungeziemender Gewalt werden könnte, eilte Pater Defoy vor, um die Situation an sich zu reißen, doch Sharpe bedeutete dem Pfarrer mit einer Handbewegung zu schweigen. Dann blickte er die Dorfbewohner an. »Ihr mögt mich nicht, was?«, fragte er herausfordernd. »Ihr denkt, ich bin ein Fremder, ein Engländer, der den Großteil seines Lebens gegen Franzosen gekämpft hat, und jetzt bin ich hier, aber ihr wollt mich nicht, stimmt's?«

»Genau!«, rief Jacques Malan, und seine Saufkumpane grinsten.

»Aber ich will euch«, erwiderte Sharpe, »weil dort, wo ich herkomme, Nachbarn einander helfen, und ihr seid jetzt meine Nachbarn, und ich brauche Hilfe. Deshalb habe ich euch eine Geschichte zu erzählen. Eine Geschichte von einem Kaiser und von Gold und Gier. Wollt ihr sie hören?«

»Nein!«, rief Malan, doch die anderen Dorfbewohner überstimmten ihn. Sie waren zumeist einfache Leute, sie schätzten gute Geschichten und wollten hören, was der Engländer zu erzählen hatte.

Sharpe baute sich neben seinen drei eingeschüchterten Gefangenen auf und berichtete Defoys Pfarrkindern, wie Pierre Ducos des Kaisers Gold gestohlen und dafür gesorgt

hatte, dass jedermann glaubte, Sharpe wäre der Dieb. »Ich musste beweisen, dass ich unschuldig war«, sagte Sharpe, »und Madames Bruder – ihr erinnert euch doch an Henri Lassan, Gott hab ihn selig? Natürlich erinnert ihr euch. Monsieur Lassan wusste etwas über Ducos, oder zumindest glaubte ich das, und daher ging ich zum Château Lassan, um Fragen zu stellen. Und wisst ihr, was passierte? Madame schoss mir ins Bein!«

Die meisten Dorfbewohner lachten über seine Entrüstung. Jacques Malan runzelte die Stirn, doch selbst er hörte gespannt zu, als Sharpe, nachdem das Lachen verhallt war, von Ducos berichtete, der sich Commandant nannte, was einem Major entsprach, obwohl er eigentlich überhaupt kein Soldat gewesen war. Ein »fonctionnaire« sei Pierre Ducos gewesen, ein Beamter, und die Dörfler seufzten, denn sie alle hatten sehr gelitten unter der Unverfrorenheit der Beamten, und zudem sei Ducos ein Geheimpolizist gewesen, fügte Sharpe hinzu, und die Köpfe mit den schwarzen Schals wiegten sich vor Entsetzen über diesen schweren Vorwurf. »Doch es kommt noch schlimmer«, schmückte Sharpe die Geschichte mit einer kleinen Unwahrheit aus, »Monsieur Ducos war auch noch Anwalt!« Einige Frauen bekreuzigten sich, und als Sharpe schwieg, herrschte in der Kirche vollkommenes Schweigen.

»Monsieur Ducos stahl des Kaisers Gold«, sagte Sharpe, »und ich reiste nach Neapel, um ihn zu suchen. Ich tötete ihn dort und brachte das Gold zurück. Tausende und Abertausende von Goldfrancs! Das verlorene Gold des Kaisers!« Die Menschen starrten ihn gebannt an, denn kaum etwas vermochte das Herz eines Bauern leichter zu berühren als Gold.

»Aber ich reiste nicht allein nach Neapel«, sagte Sharpe und packte Brigadier Lebecque beim Kragen. Die Dorfbewohner wussten noch immer nicht, wieso Lebecque und seine beiden Begleiter Sharpes Gefangene waren, und sahen mit großen Augen zu, wie der Husar am vorderen

Ende des Gangs auf die Füße gezogen wurde. »Dieser Mann«, sagte Sharpe, »gehörte zu Ducos' Leuten. Stimmt das, Lebecque?«

Lebecque nickte.

»Also sagen Sie den Leuten, Brigadier«, fuhr Sharpe fort, »wer mit mir nach Neapel ging.«

Lebecque lief die Nase. Seine Hände waren ihm auf den Rücken gefesselt, daher konnte er nur schniefen. »Soldaten«, sagte er jämmerlich.

»Was für Soldaten?«

Lebecque schwieg, aber Sharpe fasste das Haar des Mannes fester. »Französische Soldaten«, gab der Brigadier zu.

»Was für Soldaten?«, fragte Sharpe noch einmal.

»Französische!«, wiederholte Lebecque lauter.

Sharpe blickte Malan direkt an, als er die nächste Frage stellte. »Und welche Uniform trugen sie, Brigadier?«

Lebecque blickte mürrisch drein, dann zuckte er mit den Schultern. »Von der Kaiserlichen Garde.«

»Lauter«, forderte Sharpe. »Den Kopf hoch, Mann! Schultern zurück! Lassen Sie es uns hören!«

Lebecque richtete sich instinktiv gerade auf. »Sie gehörten zur Kaiserlichen Garde«, sagte er, und Sharpe sah, dass Jacques Malan die Antwort gehört hatte. Er hatte gewollt, dass Jacques Malan sie hörte, denn Malan war selbst Kaiserlicher Gardist gewesen und trug noch immer den breiten Schnauzbart, mit dem Napoleons handverlesene Krieger geprotzt hatten.

»Zur Kaiserlichen Garde«, wiederholte Sharpe, ohne den Blick von Malan zu nehmen, »und ich habe an ihrer Seite gekämpft. Ich kämpfte unter dem Befehl von Général Jean Calvet.« Malans misstrauischem Gesicht sah er an, dass er den Namen kannte. »Und ich kämpfte nicht für England«, fuhr Sharpe fort, »sondern für Frankreich. Und nachdem wir das Gold zurückerobert hatten, behielten wir es nicht. Es ging nach Elba!«

Diese Erklärung kam nicht ganz so gut an, wie er gehofft hatte, denn die meisten Dörfler waren keineswegs von seiner Ehrlichkeit beeindruckt, sondern hielten ihn offenkundig für recht dämlich, sich solch einen Schatz durch die Finger gleiten zu lassen.

»Doch diese Männer …«, Sharpe wies auf Lebecque und die beiden anderen Gefangenen, »… glauben, ich hätte das Gold noch immer in meinem Besitz. Deshalb kamen sie hierher. Sechs von ihnen. Und drei sind noch immer im Château und halten Madame, unser Kind und Marie als Geiseln.« Ein Gemurmel lief durch die Kirche. »Ich bin zu euch gekommen«, schloss Sharpe seine Ansprache ab, »weil ihr meine Nachbarn seid und weil ich eure Hilfe brauche.« Er schleuderte Lebecque mit einem Stoß zu den anderen Gefangenen, dann wandte er sich Pater Defoy zu und zuckte mit den Schultern, als hätte er nichts mehr zu sagen.

In der Kirche herrschte einige Sekunden lang tiefes Schweigen, dann erhob sich heftiges Gemurmel. Ein Mann wollte wissen, wieso sie Sharpe überhaupt helfen sollten, und Sharpe breitete die Arme aus, als wollte er sagen, ihm falle auch kein guter Grund dafür ein. »Aber ihr alle kennt Madame«, sagte er, »und auch Marie lebt schon ihr ganzes Leben hier. Würdet ihr denn zwei eurer Frauen diesen Räubern überlassen?«

Pater Defoy schüttelte den Kopf. »Aber wir sind keine Soldaten! Wir sollten die Gendarmen aus Caen rufen.«

»Falls wir in diesem Schneesturm überhaupt nach Caen durchkommen«, erwiderte Sharpe. »Und bei Einbruch der Nacht stirbt Lucille, während die Gendarmen noch immer ihre Stiefel suchen.«

»Aber was sollen wir denn Ihrer Meinung nach tun?«, fragte ein anderer Mann offen heraus.

»Er will, dass wir für ihn kämpfen«, sagte Jacques Malan aus dem hinteren Teil der kleinen Kirche. »So machen es die Engländer jedes Mal. Sie lassen die Deutschen für sich kämpfen, die Spanier, die Portugiesen, die Schotten, die

Iren, jeden, nur nicht die Engländer. Die Engländer kämpfen nicht, sie lassen andere leiden.« Ein zustimmendes Gemurmel erhob sich von Malans Anhängern, doch als Sharpe mit langen Schritten den Gang entlang auf ihn zukam, sah Malan kurz erschrocken auf. Der große Mann fasste seinen Knüppel fester, aber er tat nichts, als Sharpe sich an ihm vorbeischob.

»Nach draußen«, sagte Sharpe und öffnete die Kirchentür.

»Ich gehorche Ihnen nicht«, erwiderte Malan störrisch.

»Sie haben wohl den Mut verloren, Sie Maulheld?« Mit einem höhnischen Grinsen trat Sharpe hinaus in den Schnee. »Große Worte, nichts dahinter?«

Wie ein wütender Stier stürmte Malan aus der Kirche, doch Sharpe saß auf der niedrigen Mauer vor dem Gotteshaus. »Stehen Sie auf!«, schrie Malan ihn an.

»Bringen Sie's hinter sich«, sagte Sharpe, »schlagen Sie mich.« Er sah die Verwirrung in Malans Gesicht. »Darauf warten Sie doch schon das ganze Jahr, oder? Auf eine Gelegenheit, mich zu schlagen. Also, machen Sie schon.«

»Stehen Sie auf!«, rief Malan wieder, und seine Anhänger, die ihm aus der Kirche gefolgt waren, knurrten zustimmend.

»Ich werde nicht gegen Sie kämpfen, Jacques«, sagte Sharpe, »weil ich es nicht muss. Ich bin in genauso vielen Schlachten gewesen wie Sie, und ich muss nichts beweisen. Aber Sie, Sie haben etwas zu beweisen. Sie mögen mich nicht. Genauer gesagt scheinen Sie niemanden zu mögen. Sie machen den ganzen Tag über nichts als Scherereien. Sie sollten doch Feuerholz zum Pfarrhaus bringen, oder? Aber Sie haben es nicht getan, weil Sie sich lieber vom Geld Ihrer Mutter im Wirtshaus besaufen. Warum machen Sie sich nicht nützlich? Ich könnte Sie gut brauchen. Ich habe ein verrostetes Schütz, das instand gesetzt werden muss, ich habe einen Mühlgraben freizuräumen, und nächsten Monat bekomme ich eine Ladung Steine aus Caen, mit denen ich den Hof neu pflastern will. Ich könnte einen starken Mann gut brauchen, aber im Moment brauche ich einen Soldaten.

Einen guten Soldaten, keinen fetten Säufer, der seiner Mutter auf der Tasche liegt.«

Malan trat vor und hob den Knüppel. »Stehen Sie auf!«, befahl er.

»Wozu?«, fragte Sharpe. »Damit Sie mich gleich wieder niederhauen?«

»Sie haben Angst!«, höhnte Malan.

»Vor einem Säufer?«, erwiderte Sharpe verächtlich.

»Sie wagen es, mich einen Säufer zu nennen?«, brüllte Malan. »Sie? Ein Engländer? Ihr wart doch in jeder Schlacht besoffen!«

»Das stimmt«, gab Sharpe zu, »aber wie sollte es anders auch sein? Wir wussten ja, dass wir gegen euch kämpfen.«

Malan blinzelte. Er wusste nicht, wie er Sharpes Zugeständnis auffassen sollte. »Ihr wart betrunken?«, fragte er in überraschtem Ton.

»Ich nicht, Sergent Malan, ich nicht. Aber viele von meinen Kameraden. Man kann es ihnen aber nicht verübeln, oder? Sie hatten scheußliche Angst vor der Kaiserlichen Garde. Die besten Soldaten Europas.«

Jacques, der fälschlich annahm, die letzten vier Wörter bezögen sich auf die Kaiserliche Garde, nickte. »Das waren wir«, sagte er inbrünstig und schulterte den Knüppel, als wäre er eine Muskete.

»Und wissen Sie, was das aus Ihnen und mir macht, Jacques?«, fragte Sharpe.

»Was?«, fragte Malan misstrauisch.

»Die besten Soldaten im Dorf.« Sharpe stand auf. »Sie und ich, Jacques Malan, zwei der besten, die es je gab. Echte Soldaten! Nicht so ein Pack wie diese Husaren, die ich hergeschleppt habe.«

Malan hob die Schultern. »Husaren!« Er spie aus. »Weiber zu Pferd.«

»Was ich damit sagen will, Jacques Malan: Helfen Sie mir, oder schlagen Sie mich.«

»Schlag ihn!«, rief einer von Malans Anhängern und trat erschrocken zurück, als Sharpe zu ihm herumfuhr.

»Wer sind Sie denn, dass Sie Sergent Malan sagen wollen, was er zu tun hat?«, herrschte Sharpe ihn an. »Er ist ein Soldat, kein nichtsnutziger Tagedieb. Wir beide! Wir haben den Krieg gesehen. Blut gesehen. Haben Männer vor wahnsinnigen Schmerzen schreien hören. Wir sahen die Welt brennen. Wagen Sie es bloß nicht, hier einen Befehl zu erteilen, Sie Wurm!«

Malan runzelte die Stirn, obschon Sharpes Worte ihm schmeichelten. »Wie soll ich Ihnen helfen, Engländer?« Er klang noch immer vorsichtig, aber in Sharpes plötzlicher Wut hatte er den Soldaten aufblitzen sehen, der Sharpe einmal gewesen war, und Malan mochte Soldaten. Er vermisste ihre Welt.

»Wie soll ich ins Château kommen, ohne dass sie mich entdecken?«, fragte Sharpe. »Sie werden einen Posten im Wachturm aufgestellt haben, und es gibt nur zwei Brücken über den Graben. Der Posten kann beide einsehen, aber es muss noch einen Weg hinein geben.«

»Woher soll ich das wissen?«, fragte Malan.

»Weil Sie als junger Mann hinter Madame her waren«, sagte Sharpe, »und eines Tages sind Sie aufs Dach des Châteaus gestiegen, um in ihr Schlafzimmerfenster zu blicken. Und Sie haben dazu keine Brücke überquert, habe ich recht?«

Malan wirkte verlegen, dann sagte er sich, dass die Geschichte ihm durchaus zur Ehre gereichte, und er nickte. »Ja, es gibt einen Weg.«

»Dann zeigen Sie ihn mir«, sagte Sharpe, »und danach können Sie mich verprügeln, wenn es wirklich sein muss.«

»Es wird mir ein Vergnügen sein«, erwiderte Malan, aber ohne jede Wut.

»Aber zuerst«, sagte Sharpe, »müssen wir uns um den Chor kümmern.«

»Welchen Chor?«

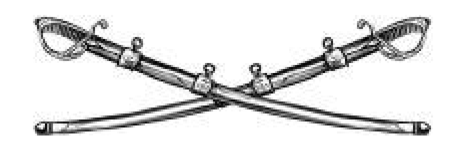
»Warten Sie nur ab«, sagte Sharpe. Er schlug dem großen Mann auf die Schulter. »In dem Augenblick, in dem ich in Schwierigkeiten geriet, wusste ich, dass ich Sie brauche. Genau Sie.«

Malan wusste nicht genau zu sagen, wie Sharpe ihn herumgekriegt hatte, aber trotzdem war er erfreut. »Mich?«, fragte er. Er wollte das Kompliment noch einmal hören.

Sharpe tat ihm den Gefallen. »Sie sind ein Soldat, Jacques. Und ich mag Soldaten.« Er zog eine seiner erbeuteten Pistolen aus der Tasche und drückte sie Malan in die Hand. »Sie werden feststellen, dass sie nützlicher ist als ein Knüppel, Jacques.«

»Ich habe zu Hause meine Muskete.«

»Dann holen Sie sie. Danach kommen Sie wieder hierher. Und – Sergent …«, Sharpe hielt kurz inne, »merci beaucoup.« Er unterdrückte seinen Seufzer der Erleichterung und ging zurück in die Kirche. Er musste sich um den Chor kümmern.



Sergent Challon schluckte das letzte Stück Gans herunter, klopfte sich auf den Bauch und lehnte sich zurück. Lucille brachte Patrick oben ins Bett, und Challon hob den Blick zur Decke. »Kochen kann sie«, sagte der Sergent anerkennend.

»Gans ist gefährlich für die Nerven«, warnte der Anwalt. »Zu schwer, zu fettig. Gans sollte man stärker meiden als alle anderen Fleischsorten.« Er war mit Sharpes Kontobüchern fast fertig und wunderte sich, wieso das gestohlene Gold in keiner einzigen Spalte auftauchte. Wahrscheinlich, sagte er sich, weil der Engländer den Raub geheim halten wollte.

»Ich könnte noch eine Gans vertragen«, grunzte Challon, dann blickte er Lorcet an. »Was machen Sie mit der Frau, wenn ihr Engländer zurückkommt?«

Der Anwalt fuhr sich mit dem Finger über die Kehle. »Wir haben keine andere Wahl. Ich verabscheue Gewalt, aber wenn wir Sharpe und die Frauen am Leben lassen, zeigen sie uns nur bei den Gendarmen an. Und Commandant Ducos' Testament begründet schließlich kaum einen klaren Anspruch auf das Gold, nicht wahr? Die Regierung würde es uns abnehmen. Nein, wir müssen sicherstellen, dass Major Sharpe und die Frauen nicht reden.«

»Wenn die Frau also sowieso stirbt«, sagte Challon, »spielt es dann eine Rolle, wann? Oder was vorher mit ihr passiert?«

Lorcet runzelte die Stirn. »Ich finde dieses Ansinnen geschmacklos, Sergent.«

Challon lachte. »Sie können denken, was Sie wollen, Maître, aber Sie und ich haben noch etwas im Raum stehen.« Er schob den Stuhl zurück.

»Sergent!«, fuhr Lorcet ihn an und blickte in die geschwärzte Mündung von Challons Pistole.

»Immer schön vorsichtig, Maître«, sagte der Sergent. »Sie haben uns zu dem Gold geführt, und Sie sagen, dass Sie uns gut bezahlen. Aber was soll uns davon abhalten, uns alles zu nehmen?«

Lorcet gab keine Antwort. Challon steckte die Pistole weg, lächelte ihn an und verließ den Raum. Seine Stiefel dröhnten auf den Holzstufen. Er sah Kerzenschein aus einem Zimmer am Ende des oberen Korridors und schob sich durch die Tür. Lucille und Marie schaukelten das Kleinkind in einer Wiege am Fußende des Bettes. Challon deutete auf Marie. »Du – nach unten!«

»Nein, Monsieur«, entgegnete Marie und keuchte, als der Sergent sie bei ihrem Kleid packte, grob zur Tür zerrte und mit einem Tritt hinaus auf den Korridor schleuderte.

»Nach unten!«, wiederholte er verächtlich, knallte die Tür zu und wandte sich Lucille zu. »Madame«, sagte er, »Sie

stehen vor dem Eintritt ins Paradies.«

Doch ehe Challon näher an sie herantreten konnte, waren im Gang eilige Schritte zu hören, und der Mann, der vom Turm aus Wache gehalten hatte, kam ins Schlafzimmer gestürmt. Auf seinem Mantel lag Schnee, und in seinem Gesicht stand der Schreck. »Sergent!«

»Was ist denn?«

»Leute! Scharen von Leuten! Sie kommen hierher!«

Challon fluchte und eilte hinter dem Mann her. Sie mussten hinaus auf den Hof, auf dem bereits zwei Fingerbreit hoher Schnee lag, in den Turm am Tor, die Treppe hoch und durch die Falltür auf die alte Wehrplattform, von der man auf die Brücke über den Graben blickte. Challon sah eine Menschenmenge, die langsam den Hang herunter zum Château kam.

»Was in Gottes Namen ist das?«, fragte er, denn der Mann an der Spitze der Prozession war ein Priester in vollem Ornat. Hinter ihm ging ein Mann mit Kapuze, der ein silbernes Kruzifix an einer langen Stange trug. Der Priester machte keinerlei Versuch, die Brücke zu überqueren und am großen Tor Einlass zu begehren, sondern stellte seine Kirchenkinder längs der Straße auf, die vor dem Château dem Graben folgte. »Bleib hier«, befahl Challon dem Posten, dann ging er in die Küche zurück, zerrte Lorcet von den Kontobüchern weg und brachte ihn in den vorderen Salon, von wo er den Priester und seine Gemeinde auf der anderen Seite des Grabens sehen konnte.

»Was machen die denn?«, fragte Lorcet.

»Woher soll ich das wissen?«, erwiderte Challon. Er hielt noch immer Sharpes Gewehr, aber was sollte er tun? Den Priester erschießen?

»Fangen die etwa an zu singen?«, fragte der Anwalt ungläubig, denn der Pater hatte sich seinen Schäfchen zugewandt, hob die Hände und ließ sie nun sinken. Und tatsächlich, die Menge stimmte ein Lied an.

Im fallenden Schnee sangen die Leute Weihnachtslieder. Sie sangen all die schönen alten Choräle über die Ankunft Christi, die Lieder über einen Säugling und einen Stern, über eine Krippe und Schafhirten, über jungfräuliche Geburt und das Schlagen von Engelschwingen im Winterhimmel über Bethlehem. Sie sangen von Weisen aus dem Morgenland und von Gold, von Frieden auf Erden und Freude in den Himmeln. Sie sangen von Herzen, als könnte der Schall ihrer Stimmen die bittere Kälte des schwindenden Nachmittags fernhalten.

Lucille war aus dem Schlafzimmer heruntergekommen. »Gleich«, sagte sie, »werden sie um Einlass bitten, und ich muss sie mit Wein und Essen bewirten.«

»Sie können nicht herein!«, fuhr Lorcet sie an.

»Wie wollen Sie die Leute denn aufhalten?«, erwiderte Lucille, während sie Patricks Wäsche auf dem Tisch des Salons zusammenlegte. »Sie wissen, dass wir hier sind. Aus unseren Fenstern scheint Licht.«

»Sie werden ihnen befehlen, wegzugehen, Madame!«, beharrte Lorcet.

»Was?«, rief Lucille mit großen Augen. »Ich soll meinen Nachbarn sagen, dass sie mir an Heiligabend keine Weihnachtslieder singen sollen? Nein, Monsieur, das bringe ich nicht übers Herz.«

»Dann lassen wir einfach das Tor verriegelt«, entgegnete Sergent Challon. »Sollen sie sich doch zu Tode frieren. Die haben bald keine Lust mehr. Und Sie, Madame, sollten lieber beten, dass Ihr Engländer das Gold bringt.«

Lucille stieg die Treppe hoch. »Beten werde ich, Sergent«, versicherte sie Challon, »aber nicht darum.« Sie ging hinauf zu ihrem Kind.

»Miststück«, sagte Challon und folgte ihr. Während draußen der Chor weitersang.



»Hier gab es mal eine dritte Brücke über den Graben«, erklärte Jacques Malan. »Sie führte zur Kapelle, aber die haben sie schon vor Jahren abgerissen. Die Steinpfeiler sind aber noch da, sehen Sie? Sie reichen noch bis knapp unter den Wasserspiegel.«

Malan hatte nicht nur seine Muskete geholt, sondern auch seine alte Uniform angelegt, sodass er nun das prächtige Blau, Weiß und Scharlachrot von Napoleons Alter Garde trug, auch wenn sich Weste und Jacke über dem dicken Bauch nicht mehr zuknöpfen ließen. Dennoch sah er gut aus in der Uniform, und so gewappnet hatte er Sharpe auf einem weiten Bogen durch die Wälder geführt. Sie näherten sich dem Château von Osten, durch das Haupthaus und das Dach der Kapelle vor der Entdeckung vom Wachturm aus geschützt.

Malan zerstörte mit dem Musketenkolben vorsichtig die dünne Eisschicht auf dem Graben. »Hier«, sagte er, als der Kolben auf Stein traf. Er trat vorsichtig hinüber und stand auf dem Pfeilerstumpf. Eine Handbreit Wasser umspielte seine Stiefel. Er tastete nach dem nächsten Stein. »Insgesamt waren es fünf Pfeiler«, erklärte er Sharpe. »Wenn Sie einen verfehlen, fallen Sie natürlich ins Wasser.«

»Aber was machen wir, wenn wir drüben sind?«, wollte Sharpe wissen, denn die Pfeiler führten nur zu einer nackten Steinmauer.

»Wir klettern aufs Dach«, sagte Malan. »Da ragt ein Stein heraus, sehen Sie ihn?« Er zeigte darauf. »Wir werfen ein Seil darüber und klettern.«

Und sobald sie auf dem Dach der Kapelle waren, dachte Sharpe, kamen sie an ein Fenster zu einer alten Dachkammer mit Gerümpel aus achthundert Jahren. Die

Dachkammer führte hinüber zum Haupthaus, wo es eine Falltür in das große Schlafzimmer gab. Er war bisher nur ein Mal in der Dachkammer gewesen und hatte verwundert die Kramsammlung der Familie Lucilles betrachtet. Es gab dort eine komplette Ritterrüstung und kistenweise verschimmelte Kleider, uralte Pfeile, eine Armbrust, einen Wetterhahn, der vom Giebel der Kapelle gefallen war, einen ausgestopften Hecht, den Lucilles Großvater gefangen hatte, und ein Schaukelpferd, das Sharpe für Patrick herunterzuholen gedachte, obwohl er sich insgeheim sorgte, das Spielzeug könnte dem Jungen die Idee in den Kopf setzen, zur Kavallerie zu gehen.

»Die Schande würde ich nicht überleben«, sagte er laut.

»Was für eine Schande?«, fragte Malan. Er stand auf dem dritten Pfeilerstumpf und stocherte nach dem vierten.

»Wenn Patrick zur Kavallerie geht.«

»Mon Dieu! Das wäre entsetzlich!«, stimmte Malan zu, dann sprang er über die letzten Steine auf den schmalen Sims, der die Kapelle umlief. Er streckte die Muskete aus und half Sharpe über die letzten beiden Pfeiler. »Sie singen gut!« Er meinte den Chor der Dorfbewohner. »Singen Sie auch in England so etwas wie Weihnachtslieder?«

»Selbstverständlich tun wir das.«

»Aber mein Capitaine sagte immer, die Engländer glauben nicht an Gott.«

»Sie glauben aber an Essen und Trinken gratis«, erwiderte Sharpe.

»Vielleicht sind sie ja doch nicht so verrückt«, räumte Malan ein. »Aber haben Sie was zu trinken im Haus, Monsieur? Nicht, dass ich ein Trinker wäre, keineswegs.«

»Ich habe guten Calvados«, sagte Sharpe und sah zu, wie Malan ein Seil aus einer Tasche seines Gardistenmantels zog. »Ich gehe zuerst«, sagte Sharpe.

»Sie werden mir folgen!«, widersprach Malan und warf das Seil in einer Schlaufe über den vorstehenden Stein. »Ich mache das nicht zum ersten Mal. Sie halten die Muskete.«

Für einen so großen Mann war Malan erstaunlich behände, doch als er das Kapellendach erreichte, atmete er schwer. »Das habe ich früher in ein paar Sekunden geschafft«, brummte er.

»Ich dachte, Sie hätten es nur ein Mal gemacht?«, fragte Sharpe.

»Mademoiselle Lucille hat mich ein Mal erwischt«, verbesserte Malan ihn. »Strecken Sie den Musketenlauf vor, Monsieur, dann ziehe ich Sie hoch.«

Er packte den Lauf und zog Sharpe mit beneidenswerter Mühelosigkeit aufs Dach. »Und jetzt?«, fragte er.

»Das Fenster«, sagte Sharpe und zeigte auf die kleinen geschwärzten Scheiben in dem Giebel, der den rutschigen, verschneiten First überragte, auf dem sie unsicher hockten. »Schlagen Sie es ein.«

»Dann hören sie uns!«

»Der Chor singt aus voller Brust«, erwiderte Sharpe. »Was glauben Sie, weshalb ich die Leute gebeten habe, sich da aufzustellen? Schlagen Sie das Fenster nur ein. Das können Sie dann auch reparieren.«

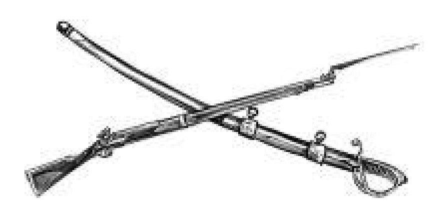
»Und was bringt Sie auf die Idee, ich könnte für Sie arbeiten, Engländer?«

»Weil ich Sie bezahle«, antwortete Sharpe, »weil Sie Lucille mögen und weil Sie lieber für einen anderen alten Soldaten arbeiten, als sich für irgendeinen Hundesohn abzuschwitzen, der zu Hause geblieben ist, während Sie für Frankreich in den Krieg zogen.«

Malan grunzte, erwiderte aber nichts. Mit dem Musketenkolben schlug er die Fensterscheiben ein, dann brach er das modrige alte Stabwerk heraus und zwängte sich durch die Öffnung. Sharpe folgte ihm in die Dachkammer, froh, aus dem Schnee herauszukommen. »Jetzt folgen Sie mir«, flüsterte er, »und seien Sie vorsichtig! Der ganze Raum ist voll mit altem Krempel.«

Bis sie sich durch die staubige, dunkle Unordnung getastet hatten, dauerte es ein wenig, aber endlich schob

Sharpe den ausgestopften Hecht zur Seite und kauerte neben der alten Falltür. Er legte ein Ohr aufs Holz, lauschte kurz und zog ärgerlich die Pistole aus der Manteltasche. »Ziehen wir in den Krieg«, sagte er zu Malan, dann hob er die Falltür.



Lucille kreischte, als Sergent Challon sie rücklings aufs Bett stieß. Sie hatte gedacht, sie wäre in Sicherheit, solange die Dorfbewohner vor dem Château sangen, aber der viehische Sergent war ihr nach oben gefolgt, und nun presste er sie auf die große Tagesdecke. Patrick weinte, aber Lucille konnte nichts für ihn tun.

Der Chor sang von Engeln, die auf die Erde kamen. Lucille war sich sicher, dass Richard die Leute irgendwie überzeugt hatte, herzukommen, doch was er darüber hinaus in die Wege geleitet hatte, wusste sie nicht, und nun fürchtete sie, sie würde es nie herausfinden, denn Sergent Challon hatte sich schon aus der Jacke geschält und knöpfte gerade die alte Husarenhose auf. »Du hast mich verbrannt, du Hure!« Er hielt beim Auskleiden inne und schlug ihr mit seiner verbrannten Hand ins Gesicht. »Miststück!«

Lucille versuchte sich vom Bett zu rollen und erstarrte, als Challon mit der Pistole zwischen ihre Augen zielte. Er grinste, als er ihre Angst sah, klemmte sich die Waffe unter den Arm und zog seine Hose herunter. »Der Kaiser hat uns viel Übung verschafft bei den Damen«, sagte er. »Italienische Röcke, spanische Röcke, portugiesische Röcke, wir haben sie alle hochgeschlagen. Also mach dich bereit. Ich warte nicht gern.«

Als Challon hörte, wie sich die Falltür zum Dachboden öffnete, sah er auf, aber er hatte keine Zeit, die Pistole unter seinem Arm hervorzuziehen, denn schon knallten ihm Sharpes Stiefel ins Gesicht. Challon krümmte sich zusammen und stürzte unter der Wucht des Aufpralls zu Boden. Seine Hose hing um seine Fußgelenke und hinderte ihn am Aufstehen, und im nächsten Moment kniete der Engländer auf seiner Brust. Mit einer Hand hielt Sharpe ihm den Mund zu, mit der anderen drückte er ihm die Pistolenmündung an den Hals. Der Engländer lächelte, und Challon erschauerte vor Furcht.

»Aufstehen«, sagte Sharpe leise und nahm sein Gewicht von Challon. Der Sergent wurde auf die Beine gerissen und sah direkt vor sich einen Sergent der Kaiserlichen Garde mit höchst unfreundlichem Gesicht.

»Halten Sie ihn fest, Major«, sagte Malan.

Sharpe raubte Challon mit seinem Griff jede Bewegungsfreiheit, Malan grinste und trat dem Husaren zwischen die Beine.

»Himmel!«, sagte Sharpe beeindruckt und ließ Challon zu Boden sinken. »Der kann einen Monat lang nicht mehr laufen!« Er grinste Lucille an, die Patrick an sich gerissen hatte. »Wo ist Marie?«, fragte er.

»Sie ist sicher«, sagte Lucille. »Sie hat sich in ihrem Zimmer eingeschlossen.«

»Und du bist auch in Sicherheit«, sagte Sharpe. Er wies auf Jacques. »Du kennst natürlich Sergent Malan.«

»Ich freue mich sehr, Sie zu sehen, Jacques«, sagte Lucille mit Inbrunst.

»Madame«, sagte Malan galant, wischte sich über den Schnurrbart und machte eine ungeschickte Verbeugung vor ihr.

»Was geht da oben vor?«, rief Maître Lorcet vom unteren Ende der Treppe. Er hatte einen lauten Knall gehört, als Sharpe sich auf Challon gestürzt hatte, und einen noch lauteren, als Malan gesprungen war, und er fragte sich,

welche Misshandlungen Challon der armen Frau angedeihen ließ. »Was machen Sie da?«

Sharpe öffnete die Schlafzimmertür. »Lorcet?«, rief er. »Hier spricht Major Sharpe. Ich habe vier Ihrer Männer gefangen genommen, ich habe meine Frau wieder und meinen Jungen, und neben mir steht ein Kaiserlicher Gardist, der gern jemanden töten möchte, und es hat nie Gold gegeben. Jetzt komme ich die Treppe herunter. Wenn Sie kämpfen möchten, soll mir das recht sein, aber wenn Sie leben wollen, legen Sie den Rubin auf den Tisch und setzen sich wie ein braver kleiner Anwalt.«

Jacques Malan zerrte den wimmernden Challon die Treppe hinunter, und Sharpe schloss den Sergent, Lorcet und die beiden verbliebenen Husaren in der unbenutzten Kapelle ein. Dort konnten sie ihre Sünden bereuen, bis sich Sharpe am Morgen um sie kümmerte, doch jetzt hatte er Wichtigeres zu tun. Er schickte Jacques, das Tor zu entriegeln, und ging in den großen Saal, um im Kamin ein Feuer zu entfachen, denn die Dorfbewohner, die draußen gesungen hatten, waren nun bis auf die Knochen durchgefroren.

Als das Feuer brannte, gingen er und Jacques Malan in den Keller und holten staubige Flaschen heraus, die dort noch vor der Revolution eingelagert worden waren.

Sharpe lauschte auf das Gelächter. Er hätte gern gewusst, wie Lucille im Haus so viel zu essen gefunden hatte, und er wusste, dass er wohl doch in der Normandie bleiben würde. Es war Weihnachten, er hatte endlich Nachbarn, und er war zu Hause.

Nachwort

»Sharpes Weihnacht« und »Sharpes Lösegeld« sind zwei Kurzgeschichten, die beide für die »Daily Mail« geschrieben worden sind, die zweimal hintereinander ihr Blatt über die Festtage hat füllen müssen. In diesem Zusammenhang muss ich amerikanischen Lesern zunächst einmal erklären, dass britische Zeitungen die ganze Weihnachtswoche als Ferienzeit betrachten. Natürlich schaffen es auch zu dieser Zeit echte Nachrichten in die Zeitung, aber die meisten Redakteure sind daheim und stopfen sich mit Truthahn, Plumpudding und Brandy voll. Deshalb müssen viele Seiten mit etwas anderem gefüllt werden. Die »Daily Mail« war sehr spezifisch: Jedes Jahr wollten sie eine Geschichte von zwölftausend Wörtern Länge, sorgfältig dreigeteilt, damit sie jeden Tag vierhundert Zeilen drucken konnten, und ich bin stolz darauf, diese Anforderungen exakt erfüllt zu haben - plus/minus zwei Wörter. Jetzt sind beide Geschichten natürlich länger, da ich befreit von diesen Restriktionen die Gelegenheit genutzt habe, um sie noch einmal zu überarbeiten.

Schon als ich die Anfrage der »Daily Mail« erhielt, kam mir das ein wenig seltsam vor. Sharpe - Gott segne ihn - ist nicht gerade ein Mann des Friedens. Gutwillig? Ja - zumindest jenen gegenüber, die er mag -, aber Sharpe und Weihnachten, das will so gar nicht zusammenpassen, denn immerhin ist Weihnachten das Fest, an dem Frieden auf Erden herrschen soll. An Weihnachten geht es um Hirten und Babys, um Engel und Wunder, um Geschenke und Feiern, während es sich bei Sharpe eigentlich nur um Konflikte dreht, gewalttätige noch dazu. Der Gegensatz ist

fast vollkommen, doch die Anfrage faszinierte mich, und ich versuchte, zwei Geschichten zu schreiben, die zum einen den Geist der Weihnacht ausdrückten, zum anderen Sharpes kriegerische Natur aber auch nicht ignorierten.

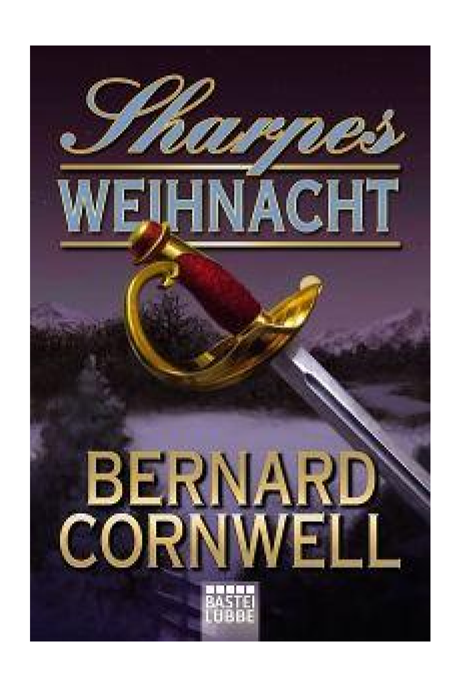
Für jene, die wissen wollen, wo sich diese Geschichten in Sharpes Karriere einfügen: »Sharpes Weihnacht« findet nach »Sharpes Regiment« statt. Es spielt 1813, gegen Ende des Spanischen Unabhängigkeitskrieges, doch die Geschichte entstand kurz nach der Fertigstellung von »Sharpes Feuerprobe«, das 1799 in Indien spielt, im Vierten Mysore-Krieg. Einiges in »Sharpes Weihnacht« bezieht sich auf die Ereignisse von 1799, als Sharpe kurz (und mit offiziellem Segen) in einer kleinen französischen Einheit diente, die versuchte, den britischen Angriff auf Seringapatam zurückzuschlagen. Eine meiner Freuden beim Schreiben war es dann auch, Colonel Gudin noch mal einzuführen, jenen Franzosen, der als einer der ersten Offiziere Sharpes Potenzial erkannt hat.

Die zweite Geschichte, »Sharpes Lösegeld«, spielt nach »Sharpes Waterloo« und daher in Friedenszeiten - auch wenn Sharpes Leben natürlich nie wirklich friedlich war. Ich werde oft gefragt, wie es Sharpe nach den Napoleonischen Kriegen ergangen ist und ob er sich wirklich in der Normandie niedergelassen hat. Diese Geschichte gibt einen kleinen Einblick in dieses neue Leben. Ich habe nie damit gerechnet, dass Sharpe irgendwann in Frankreich landen würde, doch literarische Helden entwickeln oft ein Eigenleben, und nachdem Sharpe Lucille Castineau erst einmal gefunden hatte (in »Sharpes Rache«), wollte er sie auch nicht mehr verlieren, und so ist er nach Frankreich gegangen, und soweit ich weiß, ist er dann auch dort geblieben.

Mein besonderer Dank gilt CeCe Motz, meiner unersetzlichen Assistentin, deren undankbare Aufgabe es war, alte Zeitungsseiten zu scannen und in Dokumente zu konvertieren, damit ich sie überarbeiten und teils neu

schreiben konnte. Und ich danke der »Daily Mail«, der stets so lebhaften Zeitung, die diese Geschichten überhaupt erst in Auftrag gegeben hat. Diese umgeschriebenen Geschichten werden von der »Sharpe Appreciation Society« veröffentlicht und die Erlöse gehen an die Society sowie an die »Bernard and Judy Cornwell Foundation«. Die »Sharpe Appreciation Society« ist nicht nur gegründet worden, um Richard Sharpes Abenteuer zu feiern, sondern auch um an die Soldaten zu erinnern, die sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts durch Portugal, Spanien und Frankreich gekämpft haben, und wir hoffen, dass die Einnahmen der Society bei ihren Aktivitäten helfen werden, sei es bei der Erstellung ihres regelmäßig erscheinenden Newsletters oder bei den vielen Besuchen ihrer Mitglieder auf Schlachtfeldern und in Museen. Weitere Informationen dazu können Sie auf www.southessex.co.uk finden. Die »Bernard and Judy Cornwell Foundation« wiederum ist eine gemeinnützige Organisation, die Stipendien an junge Menschen in Cape Cod vergibt.

Das zweite Sharpe-Abenteuer für die Daily Mail



Bernard Cornwell
übersetzt von Rainer Schumacher und Dietmar Schmidt
SHARPES WEIHNACHT

Weihnachten 1813, gegen Ende des Spanischen Unabhängigkeitskrieges. Richard Sharpe trifft an der spanisch-französischen Grenze einen alten Freund aus Indien wieder, doch diesmal stehen sie sich als Feinde gegenüber …

»Sharpes Weihnacht« und »Sharpes Lösegeld« sind zwei Kurzgeschichten, die ursprünglich für die »Daily Mail« geschrieben worden sind und bei Bastei Lübbe erstmals in deutscher Übersetzung vorliegen.

Lesen Sie in diesem E-Book die neu überarbeitete Fassung von »Sharpes Weihnacht«.

Lübbe Digital